



**AWARDS
2021**

Lukas Knoben
Una López-Caparrós Jungmann
Lily Heisig

Alicia Kempeneers
Christine Luthers
Manon Rousseaux

Laura Claesen
Elisa Ros Villarte
Joost Jans



edition amikejo

NXT TXT Awards 2021

edition amikejo



AWARDS

für junge Autor*innen der Euregio Maas-Rhein
des jeunes auteurs de l'Euregio Meuse-Rhin
voor jonge schrijvers uit de Euregio Maas-Rijn

2021

Lukas Knoblen /
Una López-Caparrós Jungmann / Lily Heisig

Alicia Kempeneers /
Christine Luthers / Manon Rousseaux

Laura Claesen /
Elisa Ros Villarte / Joost Jans

edition amikejo

© edition amikejo, Aachen
im EuregioKultur e. V.,
eingetragen beim Amtsgericht Aachen
im Vereinsregister VR 5130, vertreten durch
Dr. Oliver Vogt
Reuschenberger Straße 5, 51379 Leverkusen
www.edition-amikejo.de

1. Auflage 2021
Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung und Satz: Janssen Peters / www.satzbuero-peters.de
Druck und Bindung: FINIDR s.r.o., Český Těšín

ISBN: 978-3-9818894-4-4

Inhalt / Contenu / Inhoud

Grußwort des Schirmherrn	IX
Avant-propos du parrain	XI
Begroetingswoorden van de beschermheer	XIII

Lukas Knoben

Women of Jazz and Blues	1
Women of Jazz and Blues (Traduction coordonnée par Laurence Hamels)	17
Women of Jazz and Blues (Vertaling Gerda Baardman)	33

Una López-Caparrós Jungmann

Das Regenmädchen	47
La fille de la pluie (Traduction Emeline Berton)	55
Het regenmeisje (Vertaling Gerrit Bussink)	63

Lily Heisig

Die Hölle sind die Anderen	71
L'enfer c'est les autres (Traduction Pierre Deshusses)	85
De heel, dat zijn de anderen (Vertaling Joëlle Feijen)	99

Alicia Kempeneers

Les fourmis	113
De mieren (Vertaling Gertrud Maes)	127
Die Ameisen (Übersetzung Tatjana Marwinski)	141

Christine Luthers

La bataille finale	155
Het laatste gevecht (Vertaling Kris Lauwerys & Isabelle Schoepen) . .	169
Das letzte Gefecht (Übersetzung Myriam-Naomi Walburg)	183

Manon Rousseaux

La lumière du monde	197
Het licht van de wereld (Vertaling Lola Bertels)	209
Das Licht der Welt (Übersetzung Theresa Benkert)	221

Laura Claesen

Lover Man	235
Lover Man (Übersetzung Anna Eble)	241
Lover Man (Traduction Daniel Cunin)	247

Elisa Ros Villarte

De Beeldenvanger 253

Der Bilderfänger

(Übersetzung Ruth Löbner) 259

Le chasseur d'image

(Traduction Arlette Ounanian) 267

Joost Jans

Zwijg! 275

Schweig!

(Übersetzung Isabel Hessel) 283

Tais-toi !

(Traduction Noëlle Michel) 293

Grußwort des Schirmherrn

Liebe Leserinnen und Leser,

trotz eines schwierigen Jahres haben viele junge Menschen aus den fünf Regionen unserer Euregio am Literaturwettbewerb NXT TXT Awards 2021 teilgenommen.

Im Laufe der Jahre hat sich dieser Wettbewerb zu einem wichtigen kulturellen Ereignis entwickelt. Das vorliegende Buch ist das Ergebnis dieses fünften Durchgangs.

Es ist mir eine große Freude, diesen Wettbewerb, der 2017 unter dem Vorsitz von Gisela Walsken ins Leben gerufen wurde, erneut zu unterstützen.

Lassen Sie die reale Welt für ein paar Augenblicke hinter sich und gönnen Sie sich einen Moment der Flucht, bevor Sie in den Alltag zurückkehren oder abends die Augen zumachen. Wählen Sie eine der Geschichten aus und lassen Sie sich von der Fantasie unserer jungen Autoren aus der Euregio Maas-Rhein mitreißen. Zögern Sie nicht, die Geschichten erneut zu lesen, um Aspekte zu entdecken, die beim ersten Lesen nicht immer auffallen.

Wenn Sie können, sollten Sie die Texte in den anderen Sprachfassungen lesen. Jeder Text wurde in die beiden anderen Sprachen unserer Euregio übersetzt. Die Lektüre in einer anderen Sprache als der des Autors ermöglicht es Ihnen auch, den Stil des Übersetzers zu erahnen, denn wie bei einer Melodie haben die Übersetzungen spezifische

Klangfarben für die Sprache, in die die Texte übersetzt wurden.

Neben den Talenten der von der edition amikejo vorgestellten und herausgegebenen Autoren, ist der Wettbewerb vor allem eine Gelegenheit, die verschiedenen Kulturen und Sprachen kennenzulernen, die die Identität unserer Region ausmachen. So wie unsere jungen angehenden Schriftsteller es für diesen Wettbewerb getan haben, lade ich Sie ein, den anderen in seiner ganzen kulturellen und sprachlichen Komplexität kennen zu lernen.

Mit freundlichen Grüßen

Luc Gillard

Vorsitzender der Euregio Maas-Rhein

Abgeordneter – Vorsitzender der Provinz Lüttich

Avant-propos du parrain

Chères lectrices, chers lecteurs,

malgré une année difficile, de nombreux jeunes des cinq régions de notre Euregio ont participé au concours littéraire NXT TXT Awards édition 2021.

Ce concours est devenu, au fil des éditions, un événement culturel incontournable. Cet ouvrage est le fruit de ce cinquième concours.

J'ai l'immense plaisir de pouvoir, une fois encore, parrainer ce concours qui a vu le jour sous la présidence de Madame Gisela Walsken en 2017.

Laissez le réel quelques instants derrière vous et accordez-vous un moment d'évasion avant de reprendre le quotidien ou de plonger dans les bras de Morphée. Prenez au hasard une des histoires et égarez-vous dans l'imaginaire de nos jeunes écrivains de l'Eurégio Meuse-Rhin. N'hésitez pas à relire les histoires pour vous permettre de découvrir des aspects qui n'apparaissent pas toujours à une première lecture.

Si vous le pouvez, explorez les textes dans les autres versions linguistiques. Chaque texte a été traduit dans les deux autres langues de notre Eurégio. La lecture dans l'autre langue que celle de l'auteur permet également d'appréhender le style du traducteur, comme pour une mélodie, les traductions comportent des tonalités propres à la langue dans laquelle les textes ont été traduits.

Au-delà des talents des écrivains présentés et mis en page par édition amikejo, le concours est surtout une oc-

casion de rencontrer les différentes cultures et langues qui constituent l'identité de notre région. Tout comme nos jeunes écrivains en herbe l'ont réalisé pour ce concours, je vous invite à partir à la rencontre de l'autre dans toute sa complexité culturelle et linguistique.

Cordialement,

Luc Gillard

Président de l'Euregio Meuse-Rhin

Député - Président de la province de Liège

Begroetingswoorden van de beschermheer

Beste lezers,

ondanks een moeilijk jaar, hebben veel jongeren uit de vijf regio's van onze Euregio deelgenomen aan de literaire wedstrijd NXT TXT Awards 2021.

In de loop der jaren is deze wedstrijd uitgegroeid tot een belangrijk cultureel evenement. Dit boek is het resultaat van die vijfde wedstrijd.

Het is mij een groot genoegen om deze wedstrijd, die in 2017 onder voorzitterschap van Gisela Walsken van start ging, opnieuw te mogen sponsoren.

Laat de echte wereld even achter u en gun uzelf een moment van ontsnapping voordat u terugkeert naar het leven van alledag of in de armen van Morpheus duikt. Kies een willekeurig verhaal en verdwaal in de verbeelding van onze jonge schrijvers uit de Euregio Maas-Rijn. Aarzel niet om de verhalen te herlezen om aspecten te ontdekken die bij een eerste lezing niet altijd opvallen.

Indien mogelijk, lees de teksten in de andere taalversies. Elke tekst is vertaald in de twee andere talen van onze Euregio. Door het lezen in een andere taal dan die van de auteur krijgt men ook een idee van de stijl van de vertaler, zoals bij een melodie, geeft de vertalingen andere tonen die eigen zijn aan de taal waarin de teksten zijn vertaald.

Afgezien van de talenten van de door edition amikejo voorgestelde en geredigeerde schrijvers, is de wedstrijd

vooral een gelegenheid om kennis te maken met de verschillende culturen en talen die de identiteit van onze regio vormen. Net zoals onze jonge aspirant-schrijvers voor deze wedstrijd hebben gedaan, nodig ik u uit om de ander in al zijn culturele en linguïstische complexiteit te gaan ontmoeten.

Met vriendelijke groet,

Luc Gillard

Voorzitter van de Euregio Maas-Rijn

Voorzitter - gedeputeerde van de provincie Luik



23 Jahre, Aachen

Lukas Knoben

Women of Jazz and Blues

Fly Me To The Moon

Wie ein schäumender Wirbelsturm, ein in die Tiefsee reißender Strudel in a nutshell, denke ich, während ich in die Trommel der Waschmaschine blicke. Mir ist langweilig. Ich sitze auf der einzigen, sehr unbequemen Bank des Waschalons. 43 Minuten und 23, 22, 21 Sekunden zeigt die Digitalanzeige der Maschine, deren Inneres ich jetzt bereits seit 22 Minuten und 37, 38, 39 Sekunden anstarre. Samstag ist Washtag. Ich hasse Samstage. Nicht nur, weil ich meine Samstagabende hier auf ausgebeultem PVC zwischen dem unentwegten Klackern der Waschmaschinen verbringen muss, während die meisten Leute ausziehen, um die Bars und Kneipen der Stadt zu entern. Nein, vor allem hasse ich Samstagabende, weil sie mich immer wieder daran erinnern, dass ich alt werde; dann, wenn alle meine Freundinnen und Freunde mit ihren Partnern im Restaurant, vorm Fernseher oder beim Pärchen-Abend sitzen. Pärchen-Abende, was für eine Fehlkonstruktion menschlichen Sozialverhaltens.

»Tut mir leid, wir hätten dich heute wirklich gerne dabei, aber das geht nun mal nicht. Heute ist Pärchen-Abend. Wir sind leider viel zu sehr damit beschäftigt, dem jeweils anderen Paar unsere am seidenen Faden hängende Ehe als erfolgreich zu verkaufen, den Frust über das Glück der anderen in Chardonnay zu ertränken und durch absolut überambitioniertes Konkurrenzverhalten bei Monopoly zu glänzen!«

Die Waschmaschine schaltet in den Schleudergang.

Ich hasse Samstagabende, weil sie mich immer wieder daran erinnern, dass ich allein bin. Eine Gruppe Studenten zieht an der verdreckten Fensterfront des Salons vorbei. Für einen kurzen Moment blicken sie in mein von den Neonröhren des Waschsalo ns in Szene gesetztes Gesicht, schmeißen ihre mitleidsbeladenen Fratzen in den sterilen Waschraum und ziehen dann laut lachend weiter. Ganz ehrlich, ich brauche kein Mitleid, ich brauche niemanden, niemanden außer mich und meine verdammte Waschmaschine, denke ich, als du eintrittst.

Du wirkst gestresst. Aber nicht auf die Art wie jemand, der den ganzen Tag nicht zur Ruhe kommt und von Termin zu Termin hetzt, sondern absolut nachvollziehbar gestresst, wie jemand, der an einem Samstagabend um 22:30 Uhr noch fix in den Waschsalon muss. Deine Stirn liegt in Falten, deine blauen Augen sind zusammengekniffen, doch dann scheinst du dagegen ankämpfen zu wollen, grummelig zu wirken. Du lächelst, strahlst jetzt eine Wärme aus, die mich anzieht, ich kann meinen Blick nicht von dir lassen.

»Guten Abend.«

»Guten Abend.« Ich fühle mich beim Starren ertappt und wende mich besser wieder meiner Waschmaschine zu. Schleudergang. Du stellst deinen vollgepackten Wäschekorb vor Waschmaschine Nummer zwei ab und beginnst sie zu füllen. Teil für Teil verschwindet in den Untiefen der Trommel. Teil für Teil schiele ich hinüber und scanne die Bestandteile deiner Buntwäsche. Keine Damenwäsche, Tops oder Blusen zu entdecken. Stattdessen eine bunte ‚Krieg der Sterne‘-Boxershorts mit Meister

Yodas runzligem Gesicht im Schritt. Ich schmunzle. Immerhin guter Film-Geschmack, denke ich.

Vor den Fenstern zieht wieder die Horde Studenten vorbei. Sie scheinen keinen Platz in der angrenzenden Kneipe gefunden zu haben und ihr Glück jetzt woanders zu suchen. Einer von ihnen, ein Kerl mit Dreadlocks und einem Schöfferhofer Grapefruit in der Hand, klopft gegen die Scheibe, zeigt dir seinen Stinkefinger und rennt dann laut lachend davon.

»Scheiß Studenten. So jung und glücklich, pah, abstoßend!«, rufst du und blickst mich mit einem breiten Lächeln an. Ich lache. Lache, weil du lachst.

»Na stimmt doch«, sagst du, stopfst den Yoda-Schlüpfen in die Trommel und startest die Maschine. Dann setzt du dich zu mir auf die einzige und wirklich sehr unbequeme Bank des Salons und hältst mir deine Hand hin.

»Hallo, ich bin Dieter«, sagst du.

Ich greife deine Hand. Sie ist rau und fest.

»Petra«, sage ich. o Minuten und o Sekunden zeigt die Digitalanzeige meiner Maschine, ein schrilles Piepen verdeutlicht diesen Status, doch ich blicke weiterhin in deine strengen blauen Augen.

»Darf ich dich vielleicht nach meinem Waschgang noch auf einen Drink einladen?«, fragst du.

Ich nicke verlegen.

»Wo würdest du denn gerade am liebsten hin?« Ich blicke durch die Fensterfront des Salons. Der Mond strahlt über den Dächern der dunklen Stadt.

Fly me to the moon, denke ich. Oder nimm mich wenigstens zu einem Pärchen-Abend mit.

Puh, ich sehe ganz schön fertig aus, denke ich. Und den Badezimmerspiegel sollte ich auch mal wieder putzen. Dann öffne ich den Spiegelschrank über meinem Waschbecken und blicke auf feinsäuberlich aufgereichte Hygieneprodukte. Ich blicke auf deine Feuchtigkeitscreme, das Aftershave, das ich dir zum Geburtstag geschenkt habe, und den verdammten Multifunktionsrasierer, den du bei deinem Bartwuchs eh nur alle fünf Tage benutzen musst. Ich kämpfe mich durch den Schutzwall, den du um meine Zahnbürste errichtet hast. Ob es nicht mal an der Zeit wäre, eine Zahnbürste bei mir in der Wohnung zu platzieren, hast du mich vor einigen Wochen gefragt, da saßen wir auf meinem Balkon bei einem Frühstück zu zweit im Sonnenschein mit Körnerbrötchen und Orangensaft. »Überraschung«, hattest du zuvor gerufen, als ich ähnlich verschlafen wie jetzt auf den Balkon trat und bereits alles hergerichtet war.

Ich packe den Kopf von Doctor-Best samt Pastaspritzer zwischen meine Backenzähne und beginne zu schrubben.

»Julia, du, kann ich fix auf Toilette? Bin auch sofort fertig«, hallt es unter der Bettdecken in meinem Schlafzimmer hervor.

Ich lasse mich von dir zur Seite schieben, Richtung Flur verfrachten, vor die Türe des Bads setzen. Vor die Türe meines Bads. Ich kenne das so nicht. Fühlt es sich so an, sein Leben zu teilen?

Aus dem Bad schallt ein Klacken. Du klappst mal wieder die Klobrille hoch, weigerst dich, dich zu setzen. Das Plätschern, das folgt, verrät dich. »Setzen oder Knoten rein«, würde ich gerne rufen, doch ich schrubbe weiter. Seit du hier bist, bist du überall. Seit wir teilen, kriegst du mehr. Zumindest fühlt es sich so an. Klospülung, viel zu kurzes Rauschen des Wassers. Du öffnest die Tür, gibst mir im Vorbeigehen einen Kuss auf die Wange und springst zurück ins Bett. Ich spucke aus, wasche Mund und Gesicht und schlüpfte in meine Turnschuhe. »Besondere Wünsche vom Bäcker?«

»Überrasch mich«, rufst du und ziehst die Decke über den Kopf.

Beim Verlassen der Wohnung falle ich beinahe über deine großen Birkenstock-Sandalen, die du geschickt als Stolperfalle auf der Fußmatte platziert hast. Ich stoße mir den linken kleinen Zeh am Türrahmen, versuche den Schmerz zu ertragen und forme mit den Lippen ein stummes ‚Dummdödel‘. Du wirst nie wissen, dass du gemeint warst, wirst nie wissen, wie bedeutsam dieser morgendliche Spaziergang zum Bäcker für unsere Zukunft war.

Seit ich denken kann, habe ich für mich selbst, ausschließlich für mich selbst gesorgt. Ich würde meinen Lebensstil nicht als egoistisch bezeichnen, andere Menschen sind mir nicht egal. Nein, im Gegenteil, wenn einer meiner Freunde ein Problem hat, bin ich die letzte, die sich nicht sorgt. Ich kann zuhören, kann Ratschläge geben, manchmal gute, manchmal schlechte, kann mich für die Sorgen meiner Liebsten aufopfern. Aber irgendwie

immer nur dann, wenn ein Ende in Sicht ist. Wenn abzusehen ist, dass ich mich danach wieder in meine eigene kleine, heile Welt zurückziehen kann. Ich trete durch die Haustür auf die Straße.

Ich dumme Kuh, ich weiß auch wirklich nie, was ich will. Noch vor einigen Monaten, lange vor diesem kleinen Sommermärchen auf dem Balkon meiner Wohnung, zwischen Brötchen mit Sonnenblumenkernen und veganen Paprika-Aufstrichen, da habe ich genau von so etwas geträumt. Von einem gemeinsamen Leben. Von jemandem, der seine Zahnbürste neben meine stellt, von fremden Sandalen auf meiner Fußmatte, wenn ich nach Hause komme, von geschlossenen Badezimmertüren, die bedeuten, dass da noch wer ist. Jetzt, wo ich genau das habe, höre ich bei jeder deiner ungeschickten Bewegungen in der viel zu kleinen Küche, bei jedem nasalen Grunzen von deiner Bettseite, bei jeder leeren Klopapierrolle, die nicht durch eine neue ausgewechselt wurde, die Worte meiner Mutter: »Mach dich nicht abhängig von den Männern, die nehmen dich aus und ersetzen deine ausgebrannte Hülle dann Jahre später durch eine hübschere, jüngere Frau.« Mach dich nicht abhängig. Immer wieder knallen ihre Worte dann von innen gegen meine Schädeldecke.

Meinen ihre mahnenden Worte wirklich dich? Gilt meine Angst vor Abhängigkeit wirklich dir? Oder handelt es sich hier nur um die traumatisierten Nachwehen meiner Mutter und um ihre Suche nach der wahren Liebe? Haben du und dein Wall überteuerter Kosmetikartikel überhaupt irgendeinen Teil dazu beigetragen?

»Vier Brötchen, mit Sonnenblumenkernen, bitte!«

Die Verkäuferin reicht mir die Papiertüte. Die Brötchen sind noch warm und ziehen eine Duftwolke durch das Treppenhaus. Aus meiner Wohnung, die sich in den letzten Wochen eher nach deiner angefühlt hat, dringt ein Geruch, der nach Zuhause, nach Geborgenheit riecht. Ich öffne die Tür, umgehe die Birkenstock-Stolperfalle gekonnt und schlüpfte aus meinen Turnschuhen in deine übergroßen Schlappen. Der Duft der warmen Brötchen mischt sich mit dem frisch gepresster Orangen. Der Tisch ist gedeckt, die Sonne strahlt. Es ist dieses Bild von dir auf dem Balkon mit der Zeitung in der Hand, das jetzt erübrigt, was zuvor noch allgegenwärtig war. Es ist nicht so, als lege ich mit einem Mal Sorgen und Ängste ab. Doch für diesen einen Moment glaube ich, nicht mehr zu zweifeln, ob das zwischen uns wirklich richtig ist, sondern meine zu wissen, dass das alles schon irgendwie wird. Meine Skepsis und meine Zukunftsangst verschwinden nicht im Nichts, sondern werden für kurze Zeit überdeckt von dem schlichten Wunsch mit dir zusammen zu frühstücken. Für die nächste Stunde, vielleicht auch für zwei, werden sie sich auf mysteriöse Art und Weise verabschieden, nur um später dann wiederzukehren und mich in eine erneute Krise zu stürzen.

Warum das so ist?

Ich weiß es nicht.

Ob das ein fairer Tausch ist?

Ich habe keine Ahnung.

Ich weiß nur eines: Du wirst von alledem nichts mitbekommen.

3 No Regrets

Warte ab ... gerade noch schmerzt es, aber wenn der Schmerz nachlässt ... wenn der Schmerz nachlässt, dann fühlst du dich stärker als zuvor, hat meine Mutter immer gesagt, wenn ich als Kind mal wieder gestolpert bin und mir dabei ein Knie, einen Ellenbogen oder die Fingerknöchel blutig geschürft habe. Das sagt meine Mutter auch jetzt am Telefon, nachdem Julius und ich gestern unsere achtjährige Beziehung im gemeinsamen Einverständnis beendet haben. Normalerweise ist es ein ungeschriebenes Gesetz, dass Mutters Ratschläge ausnahmslos immer helfen und eine beruhigende Aura à la ‚Alles wird wieder gut‘ um das Problem legen. Jetzt gerade, als ich mir ihre wohltuend warme Stimmfarbe mit der linken Hand aufs Ohr drücke und mit der rechten einen Strohhalm in kreisenden Bewegungen durch meinen Rum Cola führe, ändern ihre Worte absolut gar nichts.

Dass das mit Julius und mir nichts mehr werden sollte, das wurde mir in den letzten Monaten zwar sehr langsam, aber dafür immer deutlicher bewusst. Als wir zusammenkamen, da waren wir gerade mal fünfzehn Jahre alt. Ich weiß aus heutiger Perspektive nicht mal, ob ich mich als Fünfzehnjährige als vollwertigen Menschen ansehen soll. Viel steckt auf jeden Fall nicht mehr in mir von der Nirvana-Shirts tragenden kleinen Rebellin mit der Energie, um bis ans Ende der Welt zu reisen, aber dann doch mit zu viel Angst und Selbstzweifeln, um auf der Straße nach dem Weg dorthin zu fragen.

Ich weiß noch genau, wie ich Julius damals in der neunten Klasse am Hintereingang des Schulhofs nach dem Unterricht traf, dort am eisernen Gartentor, das der Hausmeister jeden Morgen um 7:30 Uhr öffnete, um vereinzelte, überpünktliche Schüler in das warme Schulgebäude ziehen zu lassen. Wie unfassbar ungelenkt wir zu unserem ersten Kuss ansetzten, der danach Thema Nummer eins auf dem Pausenhof wurde. Ich weiß noch genau, wie Jessica, die sechszehnjährige Sitzenbleiberin, durch einen Zettel mit der Aufschrift »Ich mag deine Haare ;)«, den sie Julius wohl zugesteckt hatte, unseren ersten großen Streit auslöste. Ich fand ihn einige Tage später zwischen den letzten Seiten von Julius Deutschbuch. Wir waren damals noch recht weit davon entfernt, Verantwortung zu übernehmen. Wir waren frei, kindlich, und um ehrlich zu sein, auch ein wenig dumm. Im Nachhinein betrachtet war das vielleicht die schönste Zeit meines Lebens.

Seitdem haben wir uns beide natürlich ziemlich verändert, was aber lange Zeit kein Problem war, veränderten wir uns doch stets zusammen: Wir durchstanden den Stress des Abiturs, naja zumindest meinen Stress, war Julius doch Wochen zuvor schon blendend vorbereitet, während ich mein Lernpensum erst fünf Tage vor der Prüfung startete. Aber hey, so hatte er immerhin Zeit, mir Pizza und Eis als Nervennahrung vorbeizubringen.

Wir überstanden unsere Orientierungslosigkeit nach dem Schulabschluss und jobbten, um uns danach für einige Zeit im Ausland über Wasser halten zu können. Julius verbrachte seine Sommermonate damit, in der ört-

lichen Pizzeria Teller, Schüsseln und Töpfe zu spülen, während ihn drei aufgescheuchte Italiener dabei zur Eile antrieben. »Avanti, Avanti, Juliano!«, imitierte er sie. Wenn er am Abend, bevor er sich erledigt auf die Couch warf, vom Treiben in der Küche erzählte und dabei mit letzter Kraft die hektischen Bewegungen seiner Kollegen nachahmte, glich das einem Ein-Mann-Theaterstück. Unterhaltung, die ich nach einer Acht-Stunden-Schicht in der Industriegewäscherei der Nachbarstadt, die ich zum größten Teil mit Waschlappen-nach-Farben-Sortieren verbrachte, gut gebrauchen konnte. Für zwei verwöhnte deutsche Kleinstadtkinder war dieser plötzliche Einblick ins Arbeitsleben natürlich alles andere als ein Vergnügen. Es hieß, jeden Tag früh aufzustehen und die Launen frustrierter Kollegen zu ertragen. Wir vermissten unsere Freunde, mit denen wir abhängen und uns über alles und jeden aufregen konnten. Das war härter für uns, als es vielleicht gerade klingen mag.

Das halbe Jahr zwischen Schulabschluss und Auslandsjahr in Neuseeland kommt mir, verglichen mit der Zeit in der Industriegewäscherei, wie eine Winzigkeit vor. Ein letzter Anlauf vor dem Absprung ins große Abenteuer. Acht Monate und vierundzwanzig Tage im weitentfernten Grün. In stundenlangen Wanderungen bestiegen wir Berge, die an solche erinnerten, die wir zuvor nur aus Vollmilchschokolade-Werbespots kannten, und stellten fest, dass Abstiege manchmal mühsamer sein können als Aufstiege.

Während schier endloser Autofahrten durch malerische Täler versuchten wir das seltene Nationaltier Neusee-

lands, den Kiwi, zu erspähen. Wer den Vogel zuerst sähe, bekäme eine Pizza. Wie oft wir versuchten uns gegenseitig Möwen, Papageien, ja sogar gewöhnliche Amseln als einen Kiwi zu verkaufen ...

Ohne jedes Gefühl für Zeit lagen wir, unseren Camper bis vor die Dünen gefahren, am Meer und lauschten den Wellen. Wenn uns der Hunger aus dem Halbschlaf riss, versuchten wir meist erfolglos unseren Gaskocher zu starten und aßen dann eben oft kalte Ravioli direkt aus der Dose.

Einfach leben und sein. Zusammen. Wann ist man so frei von äußeren Zwängen? Vielleicht war das die schönste Zeit meines Lebens.

Zurück in Deutschland begannen wir beide ein Studium. Er ‚Soziale Arbeit‘, ich ‚Informatik‘. Sprich: Ich studierte wirklich, er malte wohl Mandalas oder was auch immer die da in ihren Seminaren veranstaltet haben. Er machte sich über meine ellenlangen Mitschriften, die nur aus kryptischen Zeichen bestanden, lustig. Ich lächelte über seine Hausarbeiten zur Waldorfpädagogik und die schier unendlichen Auswertungen der aktuellen PISA-Studie. Für mich klang das alles immer eher pseudowissenschaftlich. Unsere Studienwahl war womöglich repräsentativ für unsere unterschiedlichen Charaktere.

Er ist der emotionale, soziale Typ, der jede noch so angespannte zwischenmenschliche Situation lösen kann und seinen Mitmenschen stets ein Lachen ins Gesicht zaubert. Gleichzeitig macht er sich aber viel zu viele Sorgen um Gestern, Morgen, nächstes Jahr, und überhaupt

kann er nicht mal eine Glühbirne wechseln, ohne sich zu verletzen.

Ich dagegen bin rational, faktenorientiert, lasse mich nicht schnell von Emotionen überwältigen und bin praktisch veranlagt. Auch Konversation fällt mir schwer. Ich kann also vielleicht nicht gerade einen Raum voller Menschen unterhalten und besonders gut über meine Gefühle reden, verstehe aber dafür, wie jedes Gerät in einer Wohnung funktioniert.

Ich glaube gerade diese Unterschiede haben uns als Paar lange funktionieren lassen. Er brachte mir bei, zu reden, statt zu handeln. Ich ihm, zu handeln, statt zu reden. Das Schlimmste an der ganzen Sache ist, dass ich jetzt gerade, während ich unsere gemeinsame Zeit Revue passieren lasse, etwas für ihn empfinde, was näher an Liebe nicht sein kann. Trotzdem reicht es nicht, um bei ihm zu bleiben. Das ist es, was mich zerreißt. Es ist nicht die Trennung, es ist die Liebe zu ihm, die schmerzt, weil ich weiß, dass sie zu nichts führen wird.

Nach vielen gemeinsamen Jahren sind wir beide schließlich in der Realität, im Arbeitsleben, angekommen.

Er half jeden Tag verhaltensauffälligen Jugendlichen, ihr Leben in den Griff zu kriegen, während ich mich mit einer Software-Firma selbstständig machte. Seine Laune war abhängig von der seiner Schützlinge, meine von der meiner Kunden. Wir sahen uns nur noch selten. Die Leben, die wir lebten, nahmen so viel Zeit in Anspruch, dass für unser gemeinsames keine mehr übrigblieb. So wie er seine Vorbildfunktion und sein stetiges Bedürfnis,

alles richtig machen zu müssen, nicht im Jugendzentrum lassen konnte, nahm ich hektische Businesstelefonate und meinen prallgefüllten Terminkalender mit ins Bett. Ihn verfolgten die tragischen Schicksale seiner Schutzbefohlenen in aufreibenden Träume, mich ließen offene Rechnungen erst gar nicht einschlafen. Unsere Beziehung bestimmte nicht länger unseren Alltag, sondern unser Alltag unsere Beziehung. Wir sprachen nur noch wenig.

Zuerst stritten wir wegen Kleinigkeiten, dann hassten wir uns, weil wir stritten. Und schließlich schafften wir nicht mal mehr das. Wir gingen uns aus dem Weg. Wir schliefen abwechselnd im Wohnzimmer auf dem Sofa.

Unsere Wege kreuzten sich maximal morgens in der Küche beim Kaffeekochen oder beim Zähneputzen im Bad. Wenn wir uns zwischen Aufstehen und Verlassen der Wohnung über den Weg liefen, gab es keine Feindseligkeiten oder hasserfüllten Kommentare mehr. Nur eine erschreckende Gleichgültigkeit. Wir behandelten uns wie distanzierte WG-Mitbewohner, die nichts voneinander erwarteten, bis auf 50 Prozent der ausstehenden Monatsmiete.

Nach einem Gespräch gestern Abend und dem Entschluss, unsere Beziehung zu beenden, saßen wir noch einige Zeit gemeinsam auf dem Sofa. Wir sprachen über alte Tage und durchwühlten Schuhkartons voller Fotos und Erinnerungsstücke. Zwischen Leistungskurs-Klausuren und krakeligen Postkarten aus dem Sommerferienlager fanden wir den Brief von Jessica, der Sitzenbleiberin. »Ich mag deine Haare ;)«, las Julius laut vor. Wir lachten. Dann nahm Julius seine Sporttasche mit einigen Unte-

rhosen, Shirts und Socken. Die nächsten Nächte wird er erstmal bei seinem besten Kumpel unterkommen. Dann werden wir darüber sprechen, wie wir alles Weitere regeln. Zum Abschied gab er mir einen Kuss.

Lukas Knoben

Women of Jazz and Blues

Traduction de l'allemand coordonnée par
Laurence Hamels*

* en collaboration avec: Odile Cordier, Juliette Franssen, Marie Julien, Elena Offermanne, Emilie Pirnay et Maëlle Rikir, étudiantes de Master 1 en Traduction à l'ULiège

Fly Me to the Moon

« Une sorte de cyclone d'écume, un peu comme un tourbillon se déchirant dans les profondeurs de la mer », me dis-je en contemplant tambour de la machine à laver. Je m'ennuie. Je suis sur l'unique et très inconfortable banc du lavomatique. Le cadran digital de la machine indique 43 minutes et 23, 22, 21 secondes. Ce qu'elle renferme m'hypnotise depuis 22 minutes et 37, 38, 39 secondes déjà. Le samedi, c'est jour de lessive. Je déteste les samedis. Et pas seulement parce que je dois passer mes samedis soir ici, sur du PVC cabossé, au milieu des cliquetis incessants des machines, pendant que la plupart des gens se préparent à prendre d'assaut bars et cafés. Non. Je déteste surtout les samedis soir parce qu'ils me rappellent à chaque fois que je vieillis, surtout lorsque tous mes amis sont au restaurant en amoureux, regardent la télévision ou font une soirée entre couples. Les soirées entre couples, en voilà une construction sociale absurde.

« Désolé, on aurait vraiment bien aimé que tu viennes aujourd'hui, mais ce n'est malheureusement pas possible. Aujourd'hui, c'est soirée entre couples. On est bien trop occupés à faire croire à l'autre couple que notre mariage, qui ne tient qu'à un fil, est tout rose, à noyer notre jalousie du bonheur des autres dans du *Chardonnay* et à briller au *Monopoly*, animés par un esprit de compétition surdimensionné ! »

La machine à laver passe en mode essorage.

Je déteste les samedis soir, parce qu'ils me rappellent toujours que je suis seule. Un groupe d'étudiants passe devant la fenêtre encrassée du lavomatique. Un bref instant, ils regardent mon visage éclairé par les néons de la laverie, lancent des regards pleins de pitié à l'intérieur de la pièce stérile et se tirent ensuite en riant bruyamment. Sérieusement, je n'ai pas besoin de pitié, je n'ai besoin de personne, personne à part moi et ma foutue machine à laver, me dis-je au moment où tu entres.

Tu as l'air stressé. Mais pas comme quelqu'un qui a l'esprit agité du matin au soir et qui court d'un rendez-vous à l'autre. Plutôt un stress totalement compréhensible, comme quelqu'un qui doit encore passer en vitesse à la laverie un samedi soir à 22 h 30. Tu as le front ridé, les yeux plissés, pourtant tu sembles vouloir lutter contre cet air grincheux. Tu souris, tu dégages à présent une chaleur qui m'attire. Je n'arrive pas à détacher mon regard de toi.

« Bonsoir. »

« Bonsoir. » Je me sens prise en flagrant délit et juge plus raisonnable de recommencer à fixer ma machine à laver. Essorage. Tu déposes ta corbeille de linge devant la machine n° 2 et tu commences à la remplir. Chaque vêtement, l'un après l'autre, disparaît dans les tréfonds du tambour. Chaque vêtement, l'un après l'autre, est scanné par mes soins. Je scrute les composantes de ton linge de couleur. Pas de lingerie, aucune blouse ni aucun *top* en vue. Mais plutôt un *boxer* « Star Wars » avec la tête toute ridée de Maître Yoda à l'entrejambe. Je souris. Au moins, il connaît ses classiques, me dis-je.

Devant la fenêtre, la horde d'étudiants refait son apparition. On dirait qu'ils n'ont pas trouvé de place dans le bar d'à côté et qu'ils vont tenter leur chance ailleurs. L'un d'eux, un gars avec des *dreads* et une bière au pamplemousse à la main, frappe au carreau, te fait un doigt d'honneur avant de s'éloigner en riant aux éclats.

« Foutus étudiants. Si jeunes et heureux, pouah, ça me dégoûte! » t'exclames-tu en me regardant avec un large sourire. Je ris. Je ris, parce que tu ris. « Non, mais c'est vrai », dis-tu en jetant ton calbar Yoda dans le tambour avant de lancer la machine. Puis tu viens t'asseoir près de moi, sur l'unique et vraiment très inconfortable banc du lavomatique, et tu me tends la main.

« Salut, moi c'est Dieter. »

J'attrape ta main. Elle est rugueuse et ferme.

« Petra », je réponds. Le cadran de ma machine indique 0 minute et 0 seconde. Un bip strident me le confirme, pourtant, je continue de regarder tes yeux bleu profond.

« Puis-je peut-être t'inviter à prendre un verre après ma lessive? » me demandes-tu. Je hoche la tête d'un air gêné.

« Où préférerais-tu aller? » Je regarde par la vitre de la laverie. La lune brille et éclaire les toits de la sombre ville.

« Fly me to the moon », me dis-je. « Ou au moins, emmène-moi à une soirée entre couples. »

« Pff ! J'ai vraiment l'air crevée, me dis-je. D'ailleurs, il est temps que je nettoie le miroir de la salle de bains. » Puis j'ouvre le petit meuble au-dessus du lavabo et pose les yeux sur les produits d'hygiène soigneusement alignés. J'observe ta crème hydratante, l'*after-shave* que je t'ai offert pour ton anniversaire et le foutu rasoir multifonction qui ne te sert pas à grand-chose puisque ta barbe ne repousse que tous les cinq jours. Je franchis les remparts que tu as construits autour de ma brosse à dents. Il y a quelques semaines, alors qu'on était seuls, assis sur la terrasse ensoleillée autour d'un petit-déjeuner composé de petits pains et de jus d'orange, tu m'as demandé s'il ne serait pas temps que tu installes une brosse à dents chez moi. « Surprise ! » as-tu d'abord lancé, alors que, mal réveillée, comme je le suis maintenant, je suis arrivée sur le balcon, et que la table était déjà dressée.

Je me fous la brosse à dents Dr. Best couverte de dentifrice en bouche et je commence à frotter.

Depuis ma chambre, une voix jaillit des couvertures : « Julia, dis, je peux vite aller aux toilettes ? J'en ai pour une minute. »

Je te laisse prendre ma place, m'expédier dans le couloir et me planter devant la porte de la salle de bains. La porte de ma salle de bains. Je ne connais pas ça. C'est donc ça, vivre à deux ?

Un claquement résonne dans la salle de bains. Tu relèves la lunette des toilettes, refusant catégoriquement de

t'asseoir. Le clapotis qui suit te trahit. « Tu t'assieds ou je te la coupe », suis-je tentée de dire. Mais je continue à brosser. Depuis que tu es là, tu es partout. Depuis que nous partageons, tu reçois plus que moi. Du moins, c'est ce que je ressens. Tu tires la chasse et tu ne te laves les mains que bien trop sommairement. Tu ouvres la porte, m'embrasses sur la joue en passant et tu te jettes à nouveau dans le lit. Je crache, me rince la bouche et le visage, puis je saute dans mes baskets. « Quelque chose en particulier de la boulangerie ? » « Surprends-moi », cries-tu avant de cacher ton visage sous la couverture.

En quittant l'appartement, je manque de tomber à cause de tes imposantes *Birkenstock* que tu as habilement placées sur le paillason pour me faire trébucher. Je me cogne le petit orteil gauche contre le chambranle, essaie d'endurer la douleur. Mes lèvres forment silencieusement le mot « crétin ». Tu ne sauras jamais que c'est de toi que je parlais, tu ne sauras jamais à quel point cette promenade matinale jusqu'à la boulangerie aura été déterminante pour notre avenir.

Aussi loin que je me souviens, j'ai pris soin de moi, et uniquement de moi. Je ne qualifierais pas mon mode de vie d'égoïste, les autres ne me sont pas indifférents. Non, au contraire, lorsqu'un de mes amis a un problème, je suis la première à m'occuper de lui. Je suis capable d'écouter, de donner des conseils, parfois des bons, parfois des moins bons, je suis capable de me sacrifier pour aider ceux que j'aime. Mais, d'une manière ou d'une autre, c'est seulement quand je peux voir la lumière au bout du tunnel.

Quand je sais que je vais pouvoir me retirer à nouveau dans mon propre petit monde intact. Je sors dans la rue.

Bête fille, je ne sais jamais vraiment ce que je veux. Il y a quelques mois encore, longtemps avant ce petit conte d'été sur le balcon de mon appartement, entre petits pains aux graines de tournesol et la tartinade végane aux poivrons, je rêvais exactement de ce genre de chose. Je rêvais de la vie à deux. De quelqu'un qui mettrait sa brosse à dents à côté de la mienne, de *Birkenstock*, mais pas les miennes, posées sur le paillason quand je rentre. Je rêvais de portes de salles de bains fermées signifiant que quelqu'un est là. Maintenant que j'ai tout ça, chacun de tes mouvements maladroits dans la cuisine bien trop petite, chacun de tes grognements jaillissant de ton côté du lit, chaque rouleau de P.Q. vide qui n'a pas été remplacé me rappelle les mots de ma mère : « Ne sois pas dépendante des hommes, ils t'éviscèrent et, quelques années plus tard, ils remplacent ton enveloppe consumée par une femme plus belle, plus jeune. » Ne sois pas dépendante. Ses mots ne cessent de jaillir en moi et de percuter l'intérieur de mon crâne.

Ses avertissements s'appliquent-ils réellement à toi ? Ma peur de la dépendance te concerne-t-elle vraiment ? Ou s'agit-il, dans ce cas-ci, de séquelles d'un traumatisme laissées par ma mère et sa quête du véritable amour ? Ton rempart de cosmétiques hyper chers et ta personne y avez-vous contribué de quelque manière ? « Quatre petits pains, avec des graines de tournesol, s'il vous plaît ! » La vendeuse me tend le sac. Les petits pains sont encore chauds et laissent un sillage parfumé dans la cage d'escalier. De mon appartement, qui devient davantage le tien depuis

quelques semaines, émane un parfum qui évoque la maison, la sécurité. J'ouvre la porte, contourne habilement le piège des *Birkenstock*, enlève mes baskets et me glisse dans tes savates hyper grandes. L'odeur des petits pains chauds se mélange à celle des oranges fraîchement pressées. La table est dressée, le soleil brille.

C'est cette image de toi sur le balcon et journal en main qui efface désormais ce qui à l'instant encore était omniprésent. Ce n'est pas comme si j'avais soudainement mis de côté mes craintes et mes peurs. Pourtant à cet instant, je crois ne plus douter que ce qu'il y a entre nous soit réellement bien ; je pense au contraire que tout finira par s'arranger d'une manière ou d'une autre. Mon scepticisme et ma peur de l'avenir ne se volatilisent pas, mais se font recouvrir pour un court instant par le simple désir de prendre le petit-déjeuner à tes côtés. Durant l'heure à venir, peut-être même les deux prochaines heures, ils vont mystérieusement disparaître, uniquement pour resurgir un peu plus tard et me plonger dans une nouvelle crise.

Pourquoi est-ce ainsi ?

Je l'ignore.

Est-ce un échange équitable ?

Aucune idée.

Je ne suis certaine que d'une chose : tu ne sauras rien de tout ceci.

3 No Regrets

Tu verras... là, ça fait mal, mais quand la douleur s'estompera... quand la douleur s'estompera, tu te sentiras plus forte qu'avant. C'est ce que ma mère me disait toujours quand, enfant, je trébuchais pour la énième fois et m'écorchais un genou, un coude ou une phalange. C'est aussi ce que ma mère me dit à l'instant au téléphone, après que Julius et moi avons mis fin hier, d'un commun accord, à notre relation de huit ans. Normalement, c'est une loi implicite que les conseils d'une mère aident toujours, sans exception, et enveloppent le problème d'une aura rassurante en mode « tout ira bien ». Là, j'ai beau presser sa voix chaleureuse et bienveillante contre mon oreille gauche tout en traçant des cercles avec une paille dans mon rhum coca de la main droite, absolument rien de ce qu'elle dit ne m'aide.

Je me suis rendu compte très lentement, mais de plus en plus clairement, que l'histoire entre Julius et moi touchait à sa fin. Nous avons tout juste quinze ans quand nous avons commencé à sortir ensemble. De ma perspective actuelle, je ne sais pas si je devrais considérer mon Moi de quinze ans comme une personne à part entière. En tout cas, il ne reste plus grand-chose en moi de la petite rebelle qui portait des t-shirts Nirvana et qui avait l'énergie de voyager au bout du monde alors qu'elle avait trop peur et n'avait pas assez confiance en elle pour demander son chemin à quelqu'un dans la rue.

Je me souviens encore exactement de la manière dont j'ai rencontré Julius en troisième secondaire à l'entrée arrière de la cour de l'école, devant le portail en fer du jardin que le concierge ouvrait tous les matins à 7 h 30 pour laisser entrer les rares étudiants qui arrivaient en avance dans le bâtiment bien chaud. Notre premier baiser était incroyablement maladroit et il est devenu le sujet de conversation numéro un dans la cour de l'école. Je me souviens encore très exactement de la manière dont Jessica, la redoublante de seize ans, et son petit mot disant « J'aime bien tes cheveux ;) » qu'elle avait glissé à Julius, avait déclenché notre première grosse dispute. Je l'avais trouvé quelques jours plus tard coincé entre les dernières pages du livre d'allemand de Julius. Nous étions alors encore bien loin de devoir assumer toute responsabilité. Nous étions libres, enfantins et, pour être honnête, aussi un peu bêtes. En y repensant, je me dis que c'était peut-être la plus belle époque de ma vie.

Depuis, nous avons évidemment tous les deux beaucoup changé, ce qui, pendant longtemps, n'a pas posé problème, car nous avons toujours évolué ensemble : nous avons surmonté le stress de l'*Abitur*, du moins mon stress, Julius s'étant déjà bien préparé des semaines auparavant, tandis que moi je n'avais commencé à étudier que cinq jours avant l'épreuve. Mais bon, au moins, il avait le temps de m'apporter des pizzas et des glaces pour me motiver. Nous avons surmonté notre désorientation après l'école et nous avons travaillé ensemble après l'*Abitur* pour pouvoir nous maintenir à flots quelques temps à l'étranger. Julius a passé ses mois d'été dans une pizzeria du coin, à laver

des assiettes, des bols et des casseroles pendant que trois italiens survoltés le pressaient. « Avanti, Avanti, Juliano ! », les imitait-il. Quand le soir, avant de se jeter crevé de sa journée sur le sofa, il racontait l'agitation dans les cuisines et imitait, avec l'énergie qu'il lui restait, les mouvements précipités de ses collègues, cela ressemblait à un vrai one-man-show. Un divertissement dont j'avais bien besoin après huit heures de boulot dans la blanchisserie industrielle de la ville voisine, ma tâche principale consistant à trier les flanelles par couleur. Pour deux enfants allemands d'une petite ville, cet aperçu soudain de la vie active était bien évidemment tout sauf une partie de plaisir. Travailler signifiait se lever tôt tous les jours et supporter les humeurs de collègues frustrés. Nos amis nous manquaient, ceux avec qui nous traînions et pouvions nous énerver au sujet de n'importe quoi et de n'importe qui. C'était alors plus difficile pour nous que ça ne paraît aujourd'hui.

Quand j'y repense aujourd'hui, les six mois entre la remise de diplôme et l'année en Nouvelle-Zélande semblent dérisoires en comparaison avec la période passée à travailler à la blanchisserie. Un dernier élan avant que nous ne sautions dans la grande aventure. Huit mois et vingt-quatre jours dans la lointaine verdure. En quelques heures de randonnée, nous gravissions des montagnes qui nous rappelaient celles que nous ne connaissions auparavant qu'à travers des publicités pour du chocolat au lait, et constatations que descendre s'avère parfois être plus ardu que de grimper.

Lors de trajets en voiture qui nous semblaient presque interminables à travers des vallées pittoresques, nous ten-

tions d'apercevoir la créature rare et emblématique de la Nouvelle-Zélande, le kiwi. Celui qui verrait l'oiseau en premier aurait droit à une pizza. Combien de fois n'avons-nous pas essayé de nous vendre l'un l'autre des mouettes, des perroquets, même des merles communs comme étant des kiwis...

Sans aucune notion du temps, nous nous allongions au bord de la mer, notre van garé près des dunes, et écoutions le bruit des vagues. Lorsque la faim nous tirait de notre demi-sommeil, nous tentions, souvent en vain, de démarrer notre gazinière et finissions souvent par manger des raviolis froids directement de la boîte de conserve.

Simplement vivre et être. Ensemble. Quand peut-on être à ce point libres de toute contrainte extérieure ?

Je me dis que c'était peut-être la meilleure période de ma vie. De retour en Allemagne, nous avons tous les deux commencé nos études. Lui, dans le domaine social et moi en informatique. Moi, j'étudiais vraiment, lui dessinait probablement des *mandalas* ou ces choses qu'ils faisaient lors de leurs « séminaires ». Il se moquait de mes transcriptions interminables de caractères cryptiques, et je me moquais de ses travaux sur la pédagogie Steiner-Waldorf et de ses interminables analyses de la dernière étude PISA. Tout ça m'a toujours paru être de la pseudo-science. Il ne serait pas étonnant que notre choix d'études soit représentatif de nos différents caractères.

Lui, il est du genre émotionnel et sociable, qui sait résoudre n'importe quel problème interpersonnel, aussi tendu soit-il, et fait toujours sourire ceux qui l'entourent. Mais en même temps, il s'inquiète beaucoup trop pour

hier, demain, l'année prochaine et tout ça. Et par-dessus le marché, il n'est même pas capable de changer une ampoule sans se blesser.

Alors que moi, je suis rationnelle, j'aime le concret, je ne laisse pas facilement mes émotions prendre le dessus et j'ai avant tout le sens pratique. Même tenir une conversation est difficile. C'est pour ça que je ne sais pas comment m'y prendre face à une assemblée ni particulièrement bien parler de mes sentiments, mais je sais comment chacun de tes appareils électroménagers fonctionne.

Je pense que ce sont précisément ces différences qui ont permis à notre couple de fonctionner aussi longtemps. Il me forçait à parler au lieu d'agir, je l'encourageais à agir au lieu de parler. Le pire de toute cette affaire, c'est que, précisément maintenant que je repense au temps passé ensemble, ce que j'éprouve pour lui ne peut être plus proche de l'amour. Et cela ne suffit pas pour rester ensemble. C'est ce qui me déchire. Ce n'est pas la séparation, c'est mon amour pour lui qui me fait mal parce que je sais très bien qu'il ne nous mènera nulle part.

Après de nombreuses années passées ensemble, nous avons enfin rejoint tous les deux la réalité d'une vie professionnelle. Il aidait quotidiennement des adolescents souffrant de troubles du comportement à reprendre leur vie en main, alors que j'avais créé une société d'informatique. Son humeur dépendait de celle de ses protégés, la mienne, de celle de mes clients. Nous ne nous voyions que rarement.

La vie que nous menions chacun de notre côté nous prenait tellement de temps que nous n'en avions plus

pour notre vie commune. Tout comme lui ne pouvait quitter son rôle de modèle et son besoin constant de tout bien faire au centre de jeunes, de mon côté, j'emportais au lit mon agenda surchargé et de frénétiques appels téléphoniques professionnels. Les destins tragiques de ses protégés le hantaient dans des rêves éreintants, tandis que les factures impayées m'empêchaient de dormir la nuit. Notre relation ne dictait plus notre vie quotidienne, mais notre vie quotidienne dictait notre relation. Nous ne parlions désormais que très peu.

Au début, nous nous disputions pour des brouilles, puis nos disputes nous ont fait nous détester. Et enfin, nous n'y sommes plus arrivés.

Nous nous évitions. Nous dormions à tour de rôle sur le canapé du salon.

Nos chemins se croisaient le matin tout au plus, dans la cuisine au moment de préparer le café ou dans la salle de bain pour se brosser les dents. Quand nous nous croisions entre le moment de se lever et celui de quitter l'appartement, il n'y avait plus aucune animosité, plus aucun commentaire rempli de haine. Seulement une effroyable indifférence. Nous nous comportions comme de simples colocataires un peu distants qui n'attendaient rien l'un de l'autre, si ce n'est qu'il paye la moitié du loyer.

Hier soir, après une conversation et la décision de mettre un terme à notre relation, nous sommes restés assis un moment sur le canapé. Nous avons parlé du bon vieux temps et fouillé dans des boîtes à chaussures remplies de photos et de souvenirs. Au milieu des examens de nos cours à option et des cartes postales avec nos écritures

maladroites envoyées lors de camps d'été, se trouvait la lettre de Jessica, la redoublante. « J'aime tes cheveux ;) », a lu Julius à haute voix. On a rigolé. Puis Julius a pris son sac de sport avec quelques caleçons, chemises et chaussettes. Dans un premier temps, son meilleur pote l'hébergerait quelques nuits. Ensuite, nous discuterions de la façon d'organiser tout le reste. En guise d'au revoir, il m'a donné un baiser.

Lukas Knoben

Women of Jazz and Blues

Uit het Duits vertaald door
Gerda Baardman

Fly Me To The Moon

Een schuimende tornado, een draaikolk in a nutshell in zee, denk ik terwijl ik in de trommel van de wasmachine kijk. Ik verveel me. Ik zit op de enige, bijzonder ongemakkelijke bank in de wasserette. Nog 43 minuten en 23, 22, 21 seconden, zie ik op het digitale venstertje van de machine waar ik nu al 22 minuten en 37, 38, 39 seconden in zit te staren. Zaterdag wasdag. Ik haat zaterdag. Niet alleen omdat ik mijn zaterdagavonden hier op dat bolle stuk pvc tussen de bonkende wasmachines doorbreng terwijl de meeste mensen uitgaan en de bars en kroegen in de stad onveilig maken. Nee, ik haat de zaterdagavond vooral omdat die me er altijd aan herinnert dat ik oud word en dat al mijn vrienden en vriendinnen met hun partner in een restaurant of voor de tv zitten of een avondje met andere stellen doorbrengen. Zo'n avondje met andere stellen, die onsmakelijke uitwas van het sociale leven.

'Sorry, we hadden je best willen uitnodigen, maar dat gaat helaas niet. Vanavond is het alleen voor stellen. En we krijgen het nog druk: we moeten tegenover de andere stellen doen alsof we een geweldig huwelijk hebben, al hangt het aan een zijden draadje, en onze frustratie over het geluk van de anderen in chardonnay verzuipen en fanatiek concurrerend Monopoly spelen!'

De wasmachine begint te centrifugeren.

Ik haat de zaterdagavond omdat die me er altijd weer aan herinnert dat ik alleen ben. Er loopt een groepje studenten langs de vuile ruit van de wasserette. Ze kijken

even naar mijn gezicht, dat door de tl-buizen aan het plafond van de steriele ruimte wordt belicht, trekken een medelijdend smoel en lopen dan luid lachend door. Ik hoef geen medelijden, ik heb niemand nodig, alleen mezelf en die fucking wasmachine, bedenk ik op het moment dat jij binnenkomt.

Je maakt een gestreste indruk. Niet zoals iemand die de hele dag van afspraak naar afspraak holt en nooit tot rust komt, maar begrijpelijk gestrest, zoals iemand die op zaterdagavond om halfelf nog snel naar de wasserette moet. Je fronst je voorhoofd en knijpt je blauwe ogen toe, maar maakt absoluut geen chagrijnige indruk. Je glimlacht en meteen straal je een warmte uit die me aantrekt, ik kan mijn ogen niet meer van je afhouden.

‘Goeienavond.’

‘Goeienavond.’ Ik voel me betrappt en staar weer naar mijn wasmachine. Die centrifugeert nog steeds. Je zet je mand met wasgoed voor machine nummer 2 en begint die te vullen. Het ene artikel na het andere verdwijnt in de ondiepe trommel. Ik zie alles uit mijn ooghoek en scan de onderdelen van je bonte was. Geen vrouwenondergoed, tops of bloesjes. Wel Star Wars-boxershorts met het ronde gezicht van Yoda erop. Je hebt in elk geval een goede filmsmaak.

Langs het raam trekt dezelfde horde studenten weer langs. Er was zeker geen plek meer in de kroeg hiernaast en nu zoeken ze hun heil elders. Een jongen met dreads en een flesje grapefruitbier in zijn hand steekt zijn middelvinger op en rent dan lachend door.

‘Kutstudenten. Jong en gelukkig, bah,’ roep je en je kijkt me met een brede glimlach aan. Ik lach. Omdat jij lacht.

‘Het is toch zo,’ zeg je. Je stopt de Yoda-onderbroek in de trommel en zet de machine aan. Dan kom je naast me op de enige, echt heel ongemakkelijke bank in de wasserette zitten en steekt me je hand toe.

‘Hoi, ik ben Dieter,’ zeg je.

Ik neem je hand aan. Die is droog en stevig.

‘Petra,’ zeg ik. Nul minuten en nul seconden, zegt het digitale venstertje van mijn machine, een status die door een schrill gepiep wordt benadrukt, maar ik kijk nog steeds in je staalblauwe ogen.

‘Mag ik je voor een drankje uitnodigen als mijn was klaar is?’ vraag je.

Ik knik verlegen.

‘Waar wil je naartoe?’ Ik kijk door de ruit naar buiten. De maan straalt over de daken van de donkere stad.

Fly me to the moon, denk ik. Of neem me anders tenminste mee naar zo’n avond voor alleen stellen.

2

All Of Me

Bah, wat zie ik er afgepeigerd uit, denk ik. En die spiegel mag ik ook wel weer eens schoonmaken. Dan doe ik het spiegelkastje boven de wastafel open en kijk naar de keurige rij verzorgingsproducten. De hydraterende crème,

de aftershave die ik je voor je verjaardag heb gegeven en het multifunctionele scheerapparaat dat je met jouw baardgroei maar eens in de vijf dagen hoeft te gebruiken. Ik worstel me door de muur die je rondom mijn tandenborstel hebt opgetrokken. Of het niet eens tijd werd dat je een tandenborstel bij mij parkeerde, vroeg je een paar weken geleden toen we op mijn balkon in de zon met ons tweeën aan het ontbijt zaten, volkorenbroodjes en sinaasappelsap. ‘Verrassing!’ had je geroepen toen ik net zo slaapdronken als nu het balkon op kwam en alles al klaar bleek te staan. Ik neem de tandenborstel met tandpastadispenser van Doctor Best tussen mijn kiezen en begin te schrobben.

‘Julia, kan ik even snel naar de wc? Ik ben zo klaar,’ klinkt het van onder het dekbed in mijn slaapkamer.

Ik laat me door jou opzij schuiven, naar de gang verplaatsen, voor de deur van de badkamer neerzetten. Dat kende ik helemaal niet. Gaat dat altijd zo als je je leven met iemand deelt?

Uit de badkamer klinkt geklater. Je doet de bril weer omhoog, je vertikt het om zittend te plassen. Het gespetter verraadt je. ‘Zitten, of je legt er maar een knoop in,’ wil ik roepen, maar ik poets gewoon door. Sinds je hier bent, ben je overal. Sinds we alles delen krijg jij altijd meer. Zo voelt het tenminste. Doortrekken, veel te kort ruisen van het water. Je doet de deur open, geeft me in het voorbijgaan een kus op mijn wang en springt weer in bed. Ik spuug de tandpasta uit, spoel mijn mond, was mijn gezicht en stap in mijn gympen. ‘Wat zal ik bij de bakker voor je meenemen?’

‘Verras me maar,’ roep je en je trekt het dekbed over je hoofd.

Op weg naar de voordeur val ik bijna over je grote Birkenstocks, die je als een soort val op de mat hebt gezet. Ik stoot de kleine teen van mijn linkervoet aan het deurkozijn, verbijt de pijn en vorm met mijn lippen geluidloos ‘sukkel’. Je zult nooit weten of dit de bedoeling was of hoeveel dat ochtendwandelingetje naar de bakker voor onze toekomst zou betekenen.

Al sinds ik kan denken zorg ik voor mezelf en alleen voor mezelf. Ik zou mijn manier van leven niet egoïstisch willen noemen, het is niet zo dat andere mensen me niet interesseren. Integendeel, als een vriend of vriendin een probleem heeft, zal ik de laatste zijn die zijn schouders ophaalt. Ik kan luisteren, advies geven – soms goed, soms slecht – me zelfs opofferen voor mijn dierbaren. Maar alleen als er ook een eind in zicht is. Als ik me daarna weer in mijn eigen veilige wereldje kan terugtrekken. Ik doe de voordeur open en loop naar buiten.

Ik ben ook zo stom, ik weet gewoon niet wat ik wil. Nog maar een paar maanden geleden, lang voor dat zomersprookje op mijn balkon met die broodjes met zonnebloempitten en veganistisch paprikameersel, droomde ik van zoiets. Een leven met een partner. Met iemand die zijn tandenborstel naast de mijne neerzet, met vreemde sandalen op de deurmat als ik thuiskom, met een dichte badkamerdeur die betekent dat er nog iemand in huis is. En nu ik dat allemaal heb, hoor ik bij elke onhandige beweging in de veel te kleine keuken, bij elk nasaal gegrom aan jouw kant van het bed, bij elke lege wc-rol die niet

door een nieuwe wordt vervangen, de woorden van mijn moeder: 'Word nooit afhankelijk van een man, want die neemt en neemt en als hij alles heeft genomen, ruilt hij je in voor een mooiere, jongere vrouw.'

Sloegen haar vermanende woorden op jou? Slaat mijn angst voor afhankelijkheid op jou? Of is mijn moeder gewoon getraumatiseerd geraakt op haar zoektocht naar ware liefde? Heb jij er met je muur van dure cosmetica überhaupt iets mee te maken?

'Vier broodjes met zonnebloempitten graag!'

De verkoopster geeft me het papieren zakje aan. De broodjes zijn nog warm en verspreiden een heerlijke lucht door het trappenhuis. Uit mijn huis, dat de laatste weken eerder aanvoelt als jouw huis, komt een geur van thuis, van geborgenheid. Ik doe de deur open, ontwijk het Birkenstock-struikelblok, trek mijn schoenen uit en zet ze in jouw enorme schuiven. De geur van de warme broodjes vermengt zich met die van versgeperste sinaasappels. De tafel is al gedekt, de zon schijnt. Dat beeld van jou met de krant op het balkon verdringt alles wat daarnet nog alomtegenwoordig leek. Het is niet zo dat al mijn angsten en zorgen ineens van me af vallen, maar tenminste op dit moment geloof ik dat ik niet meer twijfel of het tussen ons wel klopt, ik meen zelfs te weten dat alles op de een of andere manier wel goed zal komen. Mijn scepsis en mijn angst voor de toekomst verdwijnen niet helemaal, maar worden wel voor korte tijd afgedekt door het simpele verlangen om met jou samen te ontbijten. Het eerstkomende uur, misschien zelfs de komende twee uur,

zullen ze op raadselachtige wijze afscheid nemen om later terug te komen en me weer in een nieuwe crisis te storten.

Hoe komt dat?

Dat weet ik niet.

Is het een eerlijke ruil?

Ik heb geen idee.

Ik weet maar één ding: jij zult er niets van merken.

3

No regrets

Wacht maar ... nu doet het pijn, maar als de pijn wegtrekt ... dan voel je je juist sterker, zei mijn moeder altijd wanneer ik als kind weer eens was gevallen en een knie, elleboog of hand had geschaafd. Dat zegt mijn moeder ook nu aan de telefoon als ik vertel dat Julius en ik gisteren in goed overleg na acht jaar een punt achter onze relatie hebben gezet. Normaal is het een ongeschreven wet dat het advies van een moeder altijd helpt en een rustgevend 'alles komt goed'-aura om het probleem legt. Maar nu, terwijl ik met mijn linkerhand haar weldadig warme stem tegen mijn oor druk en met de rechterhand met een rietje in mijn rum-cola roer, doen haar woorden helemaal niets.

Dat het tussen Julius en mij niets meer werd, dat was me de laatste maanden geleidelijk duidelijk geworden. Toen we elkaar leerden kennen waren we pas vijftien. Met de kennis van nu weet ik niet eens of ik mijn vijftienjarige zelf wel als volwaardig mens kan beschouwen. Veel

is er in elk geval niet over van die rebelse meid met haar Nirvana-shirts, die genoeg energie had om de hele wereld over te reizen, maar zo verlegen en onzeker was dat ze op straat niet eens de weg durfde te vragen.

Ik weet nog precies hoe Julius en ik na school afspraken bij de achteringang, de ijzeren tuinpoort die de conciërge elke ochtend al om halfacht openzette zodat eenzame, angstvallig punctuele leerlingen vast de warme school in konden. Hoe onvoorstelbaar schutterig we onze eerste kus uitwisselden, die daarna in de pauze op het schoolplein hét onderwerp van gesprek was. Ik weet nog precies hoe Jessica, de zestienjarige zittenblijfster, Julius een briefje had toegestopt: 'Ik vind je haar leuk ;)', wat de aanleiding voor onze eerste grote ruzie was toen ik het een paar dagen later tussen de laatste bladzijden van zijn lesboek voor Duits vond. We waren nog helemaal niet aan verantwoordelijkheid toe. We waren vrij, kinderlijk en eerlijk gezegd ook een beetje dom. Achteraf gezien was dat misschien de mooiste tijd van mijn leven.

Sindsdien zijn we allebei natuurlijk veranderd, maar dat was heel lang geen probleem, want we veranderden samen. We doorstonden de stress van het eindexamen, dat wil zeggen: mijn stress, want Julius was al weken van tevoren helemaal voorbereid, terwijl ik pas vijf dagen voor het examen was begonnen. Maar goed, zo had hij tenminste tijd om pizza's en ijs tegen de zenuwen te komen brengen.

We overleefden onze richtingloosheid na het examen en namen baantjes om daarna in het buitenland het hoofd een tijdje boven water te kunnen houden. Julius waste die zomer een paar maanden borden, schalen en pannen bij

de plaatselijke pizzeria terwijl drie opgejaagde Italianen hem tot spoed maanden. ‘Avanti, avanti, Juliano!’ imiteerde hij hen. Als hij ’s avonds, voordat hij doodmoe op de bank neerplofte, over de gang van zaken in de keuken vertelde en met zijn laatste krachten de hectische bewegingen van zijn collega’s nadeed, was dat een complete onemanshow. Dat amusement kon ik wel gebruiken na mijn werk in de wasserij in de stad, waar ik elke dag acht uur waslapjes op kleur moest sorteren. Voor twee verweerde kleinstedse Duitse kinderen was dat plotselinge inkijkje in het werkende leven geen onverdeeld genoeg. We moesten elke dag vroeg opstaan en het humeur van onze gefrustreerde collega’s verdragen. We misten onze vrienden, met wie we altijd rondhingen en ons over van alles en nog wat opwonden. Het viel ons zwaarder dan je misschien zou denken.

Het halve jaar tussen ons eindexamen en ons tussenjaar in Nieuw-Zeeland lijkt vergeleken met de tijd in de wasserij weinig voor te stellen. Een laatste aanloop voor de grote sprong in het avontuur. Acht maanden en vierentwintig dagen in dat verre groen. Urenlange wandelingen door de bergen, die leken op het landschap dat we daarvoor alleen uit de reclame voor melkchocola kenden. We ontdekten dat afdalen soms moeizamer ging dan klimmen.

Tijdens onze eindeloze autoritten door schilderachtige dalen probeerden we het zeldzame nationale dier, de kiwi, te spotten. De eerste die zo’n vogeltje zag, kreeg een pizza. Hoe vaak hebben we niet geprobeerd elkaar meeuwen, papegaaien en zelfs doodgewone merels als kiwi’s te verkopen ...

We reden met de camper tot vlak voor de duinen en konden eindeloos, zonder tijdsbesef, aan zee naar de golven liggen luisteren. Als de honger ons uit onze halfslaap wakte, probeerden we zonder veel succes het gaskomfoortje aan de praat te krijgen en aten de ravioli dan maar koud uit het blik.

Gewoon leven, bestaan. Samen. Wanneer is een mens ooit zo vrij van elke dwang van buitenaf? Misschien was dat wel de mooiste tijd van mijn leven.

Terug in Duitsland gingen we allebei studeren. Hij maatschappelijk werk, ik informatica. Lees: ik studeerde, hij tekende mandala's of wat ze bij die werkgroepen ook deden. Hij maakte zich vrolijk om mijn ellenlange collegelectaten die alleen uit cryptische tekens bestonden. Ik moest een beetje glimlachen om zijn huiswerk voor antroposofisch onderwijs en de schier eindeloze evaluaties van de nieuwste ontwikkelingen in het *Programme for International Student Assessment*. Ik vond het allemaal nogal pseudowetenschappelijk klinken. Onze studiekeus was duidelijk representatief voor onze verschillende karakters.

Hij is het emotionele, sociale type dat zelfs de meest gespannen situaties kan oplossen en zijn medemensen altijd een glimlach op het gezicht tovert. Tegelijkertijd kan hij eindeloos tobben over gisteren, morgen en volgend jaar, en geen lamp verwisselen zonder zich te verwonden.

Ik daarentegen ben rationeel, praktisch, feitelijk, en laat me niet snel door emoties overmannen. Conversatie vind ik lastig. Ik ben misschien niet in staat om een kamer vol mensen aangenaam bezig te houden of goed over mijn

gevoelens te praten, maar ik weet van alle apparaten in huis hoe ze werken.

Ik geloof dat we juist door die verschillen zo lang als stel hebben kunnen functioneren. Hij heeft mij leren praten in plaats van te handelen. Ik heb hem leren handelen in plaats van te praten. Het ergste is dat ik juist nu ik onze relatie de revue laat passeren iets voor hem voel wat dicht in de buurt van liefde komt. Toch is het niet genoeg om bij hem te blijven. Dát verscheurt me. Niet de scheiding, maar die liefde voor hem waarvan ik weet dat die nergens toe zal leiden.

Na al die jaren samen zijn we eindelijk in de realiteit, in het werkende leven beland.

Hij hielp elke dag jongeren met gedragsproblemen die greep op hun leven moesten krijgen, ik begon een eigen softwarebedrijfje. Zijn humeur was afhankelijk van dat van zijn beschermelingen en het mijne van dat van mijn klanten. We zagen elkaar nog maar zelden. Ons eigen leven nam zoveel tijd in beslag dat er voor ons gezamenlijke leven niets meer overbleef. Hij nam zijn voorbeeldfunctie en zijn voortdurende behoefte alles goed te maken mee naar huis, ik nam mijn hectische zakelijke telefoontjes en mijn stampvolle agenda mee naar bed. Het tragische lot van zijn pupillen achtervolgde hem in rusteloze dromen, ik lag wakker van openstaande rekeningen. Ons werk bepaalde niet meer ons dagelijks leven, het wérd ons dagelijks leven. We praatten nog maar weinig.

Eerst kregen we ruzie over kleinigheden en daarna haatten we elkaar als we ruziemaakten. Op het laatst

konden we zelfs dat niet meer. We ontlieden elkaar. We sliepen om beurten op de bank in de huiskamer.

Onze wegen kruisten elkaar hoogstens 's morgens in de keuken bij het koffiezetten of bij het tandenpoetsen in de badkamer. Als we elkaar tussen het opstaan en het weggaan tegenkwamen, ging dat zonder vijandigheid of hatelijke opmerkingen. Alleen nog een verschrikkelijke onverschilligheid. We gingen met elkaar om als afstandelijke huisgenoten die afgezien van vijftig procent van de huur niets van elkaar verwachten.

Gisteravond, na het gesprek waarin we besloten een eind aan onze relatie te maken, hebben we nog een tijd samen op de bank gezeten. We spraken over vroeger en bekeken schoenendozen vol foto's en souvenirs. Tussen de proefwerken, rapporten en gekreukte ansichtkaarten uit zomerkampen vonden we het briefje van Jessica de zittenblijfster. 'Ik vind je haar leuk ;)', las Julius voor. We lachten. Toen pakte hij zijn sporttas met onderbroeken, shirts en sokken. De eerstkomende nachten zou hij bij zijn beste vriend logeren. Daarna zouden we overleggen hoe we het verder gingen regelen. Bij het afscheid gaf hij me een kus.



21 Jahre, Aachen

Una López-Caparrós Jungmann

Das Regenmädchen

Wenn Wasser in Tropfen auf die Erde fällt, kommen die Regenmädchen. Sie lassen sich herunter, gerade schwer genug, um nicht wieder nach oben zu schweben. Ihr schwarzes Haar weht im Wind, und ihre Kleider lösen sich in die graugrüne Umgebung auf. Und so schnell, wie ein Tropfen im Boden verschwindet, können sie auch wieder weg sein. Regenmädchen wohnen in den Wolken, aber wenn sie meinen, dass alle Menschen sich vor dem schlechten Wetter in ihren Häusern verstecken, verlassen sie den Himmel, um festen Boden unter ihren Füßen zu spüren.

Das Regenmädchen Ava ließ sich besonders häufig mit den kleinen Tropfen in die Tiefe fallen. Unten wanderte sie durch Wälder, ließ silberne Wasserperlen von Tannenzweigen in ihren Mund laufen, feuchtes Moos federweich unter ihren nackten Zehen. Eines Tages, als sie besonders lange gelaufen war, kam sie an den Rand eines Waldes. Ein kleines Haus schien sich auf einer Wiese vor dem Regen zusammenzuducken. Fasziniert blieb sie stehen. Durch das Prasseln des Wassers hindurch hörte sie eine Stimme: »Wenn Wasser in Tropfen auf die Erde fällt, kommen die Regenmädchen ...«. Ava lauschte und trat, von den Worten angezogen, näher zum Haus. Ihr Haar ließ Tropfen zu kleinen Rinnsalen zusammenlaufen. »Regenmädchen wohnen in den Wolken ...«. Die Stimme wurde deutlicher, und durch ein Fenster sah sie eine Frau, die ihren kleinen Sohn auf dem Schoß hielt und ihm hin und wieder übers Haar strich, während sie erzählte. Ava kam so nah, dass das überstehende Dach sie schützte und sie selbst es war, die den Boden unter ihren Füßen

vor Feuchtigkeit dunkel färbte. »Das Regenmädchen Ava ...«. Ihre Hand legte sich auf kaltes Glas, hinterließ einen fünffingrigen nassen Abdruck.

Der kleine Junge, der den Worten seiner Mutter lauschte, hob den Blick und sah Ava, einen Regen im Regen. Er öffnete den Mund, doch der erstarrte zu einem kleinen »O«. Das Regenmädchen blickte in sein Gesicht, in die dunkelbraunen Augen, und wurde von ihm aufgelöst. Alles, was blieb, waren lauter kleine Tropfen, die in einem Muster die Scheibe hinunterliefen. Der kleine Junge zupfte seine Mutter am Ärmel, deutete auf das Fenster. Seine Stimme überschlug sich vor Aufregung. Die Mutter lächelte, streichelte ihm wieder den Kopf. Dann nahm sie ihre Geschichte erneut auf. »Eines Tages, als sie besonders lange gelaufen war, kam sie an den Rand eines Waldes ...«.

Es verging kein Regen, an dem Ava nicht auf die Erde kam. Doch meistens tauchte die Sonne am Himmel auf, bevor sie das Haus auf der Wiese mit dem kleinen Jungen und den Worten wiederfand. Sie verlor ihre Schwere und musste wieder nach oben, wo die sich neu bildenden Wolken ihr die Sicht nach unten versperrten.

Als sie das Haus zum zweiten Mal fand, war der kleine Junge schon weniger klein, aber wieder erzählte seine Mutter, und er saß hinterm Fenster und malte. »Ihr Haar ließ Tropfen zu Rinnsalen zusammenlaufen ...«. Ava kam näher und näher, ihr Haar ein schwarzer Fleck in der regengrauen Landschaft. Sie hinterließ einen kleinen Bach, und doch knickten ihre Schritte die tropfnassen Grashalme kaum um. »Ava kam so nah, dass das überstehende

Dach sie schützte und sie selbst es war, die den Boden unter ihren Füßen dunkel färbte ...«. Wieder hinterließ ihre Hand einen feuchten Abdruck auf der Fensterscheibe, und ihr kalter Atem ließ das Glas beschlagen, spielte mit Mustern. Sie wollte ins Haus hinein, wie die Mutter dem Jungen übers Haar streicheln. Als er schließlich aufsaß, hatte sie nur wenige Sekunden Zeit, ehe sie sich in Tropfen auflöste. Doch es reichte, um eine Erinnerung in seinem Blick aufflackern zu sehen und zu beobachten, wie sich der Mund zu demselben »O« formte. Dann war Ava verschwunden. »Das Regenmädchen blickte in sein Gesicht ...«. Die Stimme seiner Mutter fuhr fort, wie auch der Regen um sie herum. Der Junge legte seine Hand auf das besprenkelte Glas, dort, wo kurz zuvor noch ein nasser Abdruck gewesen war.

Tage und Jahre vergehen auf Erden in Stunden und in den Wolken in Regen, aber an dem einen wie an dem andern Ort wurde ein Junge größer und größer. Ava kam und ging mit dem Wetter, und jedes Mal, wenn sie wieder aus dem Wald heraustrat und die kleine Hütte sah, trugen ihre Schritte sie über die Wiese. »Es verging kein Regen, an dem Ava nicht auf die Erde kam ...«. Von jeder Begegnung nahm sie Erzählfetzen und einen Blick aus immer älter werdenden Augen mit. Und von Mal zu Mal blieb ihr weniger Zeit, bevor sein Blick sie fand, auflöste und wieder in die Wolken schickte.

Eines Tages jedoch, eines Regens, saß der Junge nicht hinterm Fenster und keine Stimme drang durch den Regen. Als Ava durch die Scheibe blickte, saß dort nur die Mutter, die Augen geschlossen, ruhig atmend. Avas

Finger glitten das Glas hinunter. Wo war der Junge? Sie drehte sich um, weg vom Haus, zurück in Richtung Wald, und da sah sie, wie eine Gestalt für kurze Momente den Regen teilte. Sie lief auf ihn zu. »Regenmädchen«, kam es über seine Lippen, dann war sie zwischen den Tropfen verschwunden. Als er in sein Haus trat, hinterließ er seinen eigenen Regen.

Beim nächsten Mal wartete er auf sie, sein Haar nass im Gesicht. »Als sie das Haus zum zweiten Mal fand, war der kleine Junge schon weniger klein ...«. Seine Stimme ein warmes Raunen. Tropfen drangen in Ava ein und fielen wieder auf die Erde. Vorsichtig näherte sie sich ihm, den Augenblick in die Länge ziehend. Wenn er sich zu ihr umwandte, verlief alles wieder ganz schnell: ein Blick, eine ausgestreckte Hand und dann silberne Wasserperlen.

Mit jedem Regen lernten sie, sich mehr Sekunden zu verschaffen. Er stand in der Nässe, die Worte seiner Mutter wiederholend: »Sie hinterließ einen kleinen Bach, und doch knickten ihre Schritte die tropfnassen Grashalme kaum um ...«. Ava ging auf ihn zu, die Hand über den Augen und beim nächsten Treffen tat er es ihr gleich. Avas kalte Hand berührte sein Haar, bevor nur noch Wasser über seine Wangen rann, seine Wärme an ihrer Wange, ehe er ins Leere griff.

Manchmal tauschten sie einen Blick, an anderen Regentagen eine flüchtige Berührung, und immer schenkte er ihr Worte: »Sie wollte hinein, wie die Mutter dem Jungen übers Haar streichen ...«. Wenn er lange genug im Regen gestanden hatte, die Feuchtigkeit in ihn eingedrungen war, und er sich nicht zu ihr umdrehte, konn-

te sie sich von hinten an ihn schmiegen. Er spürte die Kälte, die sie ihm schenkte, doch jedes Mal, wenn er sich nach hinten schaute, war da nur noch der übliche graue Schleier. »Tage und Jahre vergehen in den Wolken in Regen und auf Erden in Stunden ...«. Nasse Lippen auf den seinen, dann Wasser in seinem Mund. »Sie lief auf ihn zu. ‚Regenmädchen‘, kam es über seine Lippen ...«. Wenn er Ava aufgelöst hatte, hielt er sein Gesicht zum Himmel, jeder Tropfen ein möglicher letzter Kuss.

Er wurde kälter und kälter. Aus kurzen Augenblicken wurden gemeinsame Momente. Irgendwann war sein Mund so kalt, dass er ihr keine Worte mehr schenken konnte, sondern zu einem »O« erstarrt war, seine Augen geschlossen. Ava beugte sich über ihn, schirmte den Regen ab und gab ihm einen weiteren, ihren eigenen Regen. Ihre nassen Strähnen strichen über sein Gesicht, ihre Finger kämten sein Haar, zeichneten sein Gesicht nach. Ihr Kopf an seiner Brust, Regen in ihnen beiden. Zum ersten Mal löste nicht der Junge Ava auf, sondern die Sonne.

»Wenn Wasser in Tropfen auf die Erde fällt, kommen die Regenmädchen...«, dringt die Stimme der Mutter durch den Regen in die Leere.

Una López-Caparrós Jungmann

La fille de la pluie

Traduit de l'allemand par
Emeline Berton

Lorsque l'eau tombe en gouttes sur la Terre, c'est là qu'apparaissent les filles de la pluie. Elles se laissent glisser vers le sol, tout juste assez lourdes pour ne pas s'envoler de nouveau vers le ciel. Le vent s'engouffre dans leurs chevelures noires et leurs robes s'évanouissent dans le paysage vert-de-gris. Et aussi vite que les gouttes sont absorbées par le sol, elles disparaissent à nouveau. Les filles de la pluie habitent dans les nuages, mais dès que les habitants de la Terre se cachent dans leurs maisons pour se protéger du mauvais temps, elles quittent le ciel pour venir sentir la terre ferme sous leurs pieds.

Ava, l'une des filles de la pluie, aimait tout particulièrement se laisser tomber avec les gouttelettes. En bas, elle se promenait dans la forêt, laissait les perles d'eau argentées des branches de sapin couler jusqu'entre ses lèvres, la mousse humide telle un tapis de plumes douces sous ses orteils nus.

Un jour, alors qu'elle avait marché encore plus longtemps qu'à son habitude, elle arriva à la lisière de la forêt. Au beau milieu d'une prairie, une maisonnette semblait se faire toute petite pour échapper à la pluie. Elle s'arrêta, fascinée. À travers le crépitement des gouttes, elle entendit une voix :

« Lorsque l'eau tombe en gouttes sur la Terre, c'est là qu'apparaissent les filles de la pluie... ». Happée par ces mots, Ava tendit l'oreille et s'approcha plus près de la maison. De ses cheveux coulaient des gouttes pareilles à des ruisselets. « Les filles de la pluie habitent dans les nuages... ». La voix devint plus claire, et elle aperçut par la fenêtre une femme qui tenait son petit garçon sur ses

genoux et lui caressait les cheveux tout en lui racontant cette histoire. Ava s'approcha tant et si bien qu'elle fut protégée de la pluie par le toit de la maison qui dépassait et que ce fut elle qui colora le sol sous ses pieds d'une teinte plus foncée. « Ava, l'une des filles de la pluie... ». Sa main se posa sur le carreau de verre froid, y laissa une empreinte mouillée à cinq doigts.

Le petit garçon, qui écoutait avec attention les mots de sa mère, leva les yeux et aperçut Ava, pluie au milieu de la pluie. Il ouvrit la bouche, mais ses lèvres se figèrent en un petit « O ». La fille de la pluie tourna son regard vers son visage, ses yeux marron foncé, et disparut. Il ne resta qu'une multitude de petites gouttes qui dévalaient la vitre en une course organisée. Le petit garçon pinça doucement le bras de sa mère et lui indiqua la fenêtre. Sa voix dérailla sous le coup de l'excitation. La mère sourit et continua de lui caresser les cheveux. Puis elle reprit son histoire. « Un jour, alors qu'elle s'était promenée plus longtemps qu'à son habitude, elle arriva à la lisière d'une forêt... ».

Pas une averse ne se passa sans qu'Ava ne vint se promener sur la Terre. Mais souvent, le soleil apparaissait dans le ciel avant qu'elle ait pu retrouver la maison de la prairie qui abritait le petit garçon et les mots. Alors, la pesanteur quittait son corps et elle devait s'en retourner là-haut, où les nuages en train de se former lui bloquaient la vue vers le bas.

Lorsqu'elle retrouva la maison pour la deuxième fois, le petit garçon avait déjà bien grandi, mais sa mère lui racontait encore une histoire pendant qu'il peignait, assis derrière la fenêtre. « De ses cheveux coulaient des gouttes

pareilles à des ruisselets... ». Ava s'approcha encore et encore, sa chevelure formant une tâche sombre dans le paysage gris comme la pluie. Elle laissait derrière elle une petite rivière, mais ses pas effleuraient à peine les brins d'herbe couverts de gouttelettes. « Ava s'approcha tant et si bien qu'elle fut protégée de la pluie par le toit de la maison qui dépassait et que ce fut elle qui colora le sol sous ses pieds d'une teinte plus foncée... ». De nouveau, sa main laissa une empreinte humide sur la vitre et son souffle froid des motifs embués sur le verre. Elle voulait entrer dans la maison, et comme la mère caresser les cheveux du garçon. Lorsqu'enfin il leva la tête, il ne s'écoula que quelques secondes avant qu'elle ne se désagrège en un millier de gouttes. Mais cela suffit pour qu'elle aperçoive un souvenir vaciller dans les yeux du garçon et sa bouche qui formait le même « O ». Puis elle se volatilisa. « La fille de la pluie tourna son regard vers son visage... ». La voix de sa mère continua de se faire entendre, tout comme la pluie tout autour d'eux. Le garçon posa sa main sur le verre éclaboussé de pluie à l'endroit où s'était formée un instant plus tôt une empreinte mouillée.

Sur Terre, les jours et les années s'écoulaient au fil des heures, dans les nuages au fil des averses. Mais sur Terre comme dans les nuages, le garçon devint de plus en plus grand. Ava vint et repartit avec la pluie, et chaque fois qu'elle sortait de la forêt et apercevait la petite maison, ses pas la guidaient à travers la prairie. « Pas une averse ne se passa sans qu'Ava vint se promener sur la Terre... ». De chaque rencontre elle rapportait des bribes d'histoire et un regard volé à des yeux chaque fois un peu plus vieux.

Et à chaque fois, ils lui laissaient moins de temps avant de venir se poser sur elle, la faisant disparaître et la renvoyant dans les nuages.

Mais un jour – ou une pluie – le garçon n'était pas assis derrière la fenêtre et aucune voix ne s'élevait à travers la pluie. Lorsqu'Ava regarda à travers la vitre, seule la mère était assise là, les yeux fermés, la respiration paisible. Les doigts d'Ava glissèrent sur le verre. Où était le garçon ? Elle fit demi-tour, s'éloigna de la maison, retourna vers la forêt, et soudain elle aperçut une silhouette qui se détachait par moments dans la pluie. Elle s'avança vers lui. « Fille de la pluie », semblèrent former ses lèvres avant qu'Ava disparaisse de nouveau entre les gouttes. Lorsqu'il rentra chez lui, il laissa derrière lui sa propre trace de pluie.

La fois d'après, il l'attendit, ses cheveux mouillés lui tombant sur le visage. « Lorsqu'elle retrouva la maison pour la deuxième fois, le petit garçon avait déjà bien grandi... ». Sa voix était un murmure chaleureux. Les gouttes pénétrèrent le corps d'Ava et l'entraînèrent de nouveau sur Terre. Elle s'approcha de lui avec prudence, pour étirer le temps. Quand il se tourna vers elle, tout se passa de nouveau très vite : un regard, une main tendue, puis des perles d'eau argentées.

À chaque nouvelle averse, elle apprit à gagner quelques précieuses secondes. Il se tenait debout sous la pluie, répétant les mots de sa mère : « Elle laissait derrière elle une petite rivière, mais ses pas effleuraient à peine les brins d'herbe couverts de gouttelettes... ». Ava s'approcha de lui, se cachant les yeux de la main, et à la rencontre

suiivante il fit de même. La main froide d'Ava toucha ses cheveux, jusqu'à ce que sur les joues du garçon ne coule plus que de l'eau, sa chaleur à lui sur ses joues à elle, avant que ses mains à lui n'attrapent que du vide.

Parfois, ils échangeaient un regard, d'autres jours de pluie un contact furtif, et toujours il lui offrait des mots : « Elle voulait entrer dans la maison, et comme la mère caresser les cheveux du garçon... ». Lorsqu'il restait assez longtemps sous la pluie, que la pluie avait pénétré tout son corps et qu'il ne se retournait pas vers elle, elle pouvait se blottir contre son dos. Il sentait la fraîcheur qu'elle lui offrait, mais à chaque fois qu'il regardait derrière lui, ses yeux rencontraient le même gris rideau de pluie. « Dans les nuages, les jours et les années s'écoulent au fil des averses, sur Terre au fil des heures... ». Des lèvres mouillées sur les siennes, puis de l'eau dans sa bouche. « Elle s'avança vers lui. ' Fille de la pluie ', semblèrent former ses lèvres... ». Lorsqu'il avait fait disparaître Ava, il tournait son visage vers le ciel, chaque goutte un possible dernier baiser.

Il faisait de plus en plus froid. Les instants volés devinrent des moments partagés. Un jour, sa bouche était si froide qu'il ne put plus lui offrir un seul mot ; elle se figea en un « O », et ses yeux restèrent fermés. Ava se pencha au-dessus de lui, le protégeant de la pluie, et lui offrit une autre pluie, sa propre pluie. Ses mèches mouillées dessinèrent des rivières sur ses joues, ses doigts peignèrent ses cheveux, tracèrent les contours de son visage. Sa tête sur son torse, tous deux emplis de pluie. Pour la première fois, le garçon ne fit pas disparaître Ava, mais le soleil.

« Lorsque l'eau tombe en gouttes sur la Terre, c'est là qu'apparaissent les filles de la pluie... », résonne dans le vide la voix de la mère à travers la pluie.

Una López-Caparrós Jungmann

Het regenmeisje

Uit het Duits vertaald door
Gerrit Bussink

Als water in druppels op de aarde valt, komen de regenmeisjes. Ze dalen neer, net zwaar genoeg om niet weer omhoog te zweven. Hun zwarte haar waait in de wind en hun kleren lossen op in de grijsgroene omgeving. En even snel als een druppel in de grond verdwijnt, kunnen ze ook weer weg zijn. Regenmeisjes wonen in de wolken, maar als ze zien dat alle mensen zich voor het slechte weer in hun huis verstoppen, verlaten ze de hemel om vaste grond onder hun voeten te voelen.

Het regenmeisje Ava liet zich het vaakst met de kleine druppels in de diepte vallen. Eenmaal beneden dwaalde ze door bossen, waar ze zilveren waterparels van dennentakken in haar mond liet lopen, onder haar blote tenen verderzacht het vochtige mos en. Nadat ze op een dag heel lang had gelopen, kwam ze bij de rand van een bos. Op een weiland leek een klein huisje weg te willen duiken voor de regen. Gefascineerd bleef ze staan. Door het gespetter van de regen heen hoorde ze een stem: 'Als water in druppels op de aarde valt, komen de regenmeisjes ...' Aantrokken door de woorden liep ze naar het huisje toe. Haar haar maakte van de druppels kleine stroompjes. 'Regenmeisjes wonen in de wolken ...' De stem werd duidelijker en door een raam zag ze een vrouw met haar zoontje op schoot, dat ze onder het vertellen een paar keer over zijn haar streek. Ava kwam zo dichtbij dat het overhangende dak haar beschutte en zij zelf de grond onder haar voeten vochtig donker kleurde. 'Het regenmeisje Ava ...' Ze legde een hand op het koude glas, waar haar vijf vingers een natte afdruk achterlieten. Al luisterend naar zijn moeder, keek het jongetje op en zag Ava, een regen in

de regen. Hij deed zijn mond open, maar die verstarde tot een kleine O. Het regenmeisje keek in zijn donkerbruine ogen en loste op. Het enige dat overbleef, waren kleine druppels, die als patronen langs de ruit omlaag liepen. Het jongetje trok aan de mouw van zijn moeder en wees naar het raam. Zijn stem sloeg over van opwinding. Zijn moeder glimlachte, aaide nog een keer over zijn hoofd en ging door met haar verhaal. ‘Nadat ze op een dag heel lang had gelopen, kwam ze bij de rand van een bos ...’

Er ging geen regen voorbij zonder dat Alva op de aarde kwam. Maar meestal verscheen de zon aan de hemel voordat ze het huis op het weiland met het jongetje en de woorden terugvond. Ze verloor haar zwaarte en moest weer naar boven, waar zich nieuwe wolken vormden, die haar het zicht naar beneden versperden.

Toen ze het huis voor de tweede keer vond, was het jongetje al wat minder klein, maar opnieuw was de moeder aan het vertellen, terwijl het jongetje achter het raam zat te tekenen. ‘Haar haar maakte van de druppels kleine stroompjes ...’ Alva kwam dicht- en dichterbij, haar haar een zwarte vlek in het regengrijze landschap. Ze liet een beekje achter, maar onder haar voetstappen knikten de druipnatte grashalmen nauwelijks om. Ava kwam zo dichtbij dat het overhangende dak haar beschermde en zij zelf de grond onder haar voeten vochtig donker kleurde. ‘Het regenmeisje Ava ...’ Ze legde een hand op het koude glas, waar haar vijf vingers opnieuw een natte afdruk achterlieten, en haar koude adem deed het glas beslaan en speelde met de patronen. Ava wilde naar binnen om net als de moeder het jongetje over zijn haar te strijken.

Toen hij ten slotte opkeek, had ze maar een paar seconden voordat ze in druppels oploste, maar het was voldoende om te zien hoe in zijn blik een herinnering opflakkerde en zijn mond zich tot dezelfde O vormde. Toen was Ava verdwenen. ‘Het regenmeisje keek in de donkerbruine ogen ...’ De stem van zijn moeder ging verder, net als de regen om haar heen. De jongen legde zijn hand op het besprenkelde glas, waar net daarvoor nog een natte afdruk had gezeten.

Op aarde vergaan de dagen en de jaren in uren en in de wolken in regen, maar overal wordt een jongen groter en groter. Ava kwam en ging met het weer, en telkens als ze uit het bos tevoorschijn kwam en het huisje zag, droegen haar voetstappen haar over het weiland. ‘Er ging geen regen voorbij zonder dat Ava op de aarde kwam ...’ Van elke ontmoeting nam ze flarden van het verhaal en een blik uit steeds ouder wordende ogen mee. En van keer tot keer was er minder tijd voordat zijn blik haar vond, oploste en weer terug naar de wolken stuurde.

Maar op een dag regende het en zat de jongen niet achter het raam, en door de regen drong geen stem. Toen Ava door de ruit keek, zat daar alleen de moeder, rustig ademend en met gesloten ogen. Ava’s vingers gleden langs het glas omlaag. Waar was de jongen? Ze draaide zich om naar het bos en zag hoe een gedaante heel even de regen deelde. Ze snelde naar hem toe. ‘Regenmeisje,’ spraken zijn lippen, maar bijna op hetzelfde moment was ze al tussen de druppels verdwenen. Toen hij zijn huis betrad, liet hij zijn eigen regen achter.

De volgende keer wachtte hij op haar, zijn natte haar in zijn gezicht. ‘Toen ze het huis voor de tweede keer vond, was het jongetje al wat minder klein ...’ Zijn stem een zacht gefluister. Druppels drongen in Ava binnen en vielen weer op de aarde. Voorzichtig kwam ze naar hem toe, ze wilde het moment zo lang mogelijk rekken. Toen hij zich naar haar omdraaide, ging alles weer heel snel: een blik, een uitgestrekte hand en daarna zilveren warerparels.

Met elke regen leerden ze meer seconden te veroveren. Hij stond in het nat en herhaalde de woorden van zijn moeder: ‘Ze liet een beekje achter, maar onder haar voetstappen knikten de druipnatte grashalmen nauwelijks om ...’ Met haar hand boven haar ogen liep Ava naar hem toe en bij hun volgende ontmoeting deed hij hetzelfde. Ava’s koude hand raakte zijn haar tot er alleen nog water over zijn wang liep – zijn warmte op haar wang voordat hij in de leegte tastte. Soms wisselden ze een blik, op andere regendagen een vluchtige aanraking, en telkens schonk hij haar woorden: ‘Ze wilde naar binnen om net als de moeder de jongen over zijn haar te strijken ...’ Als hij lang genoeg in de regen had gestaan, het nat in hem was gedrongen en hij zich niet naar haar omdraaide, kon ze zich van achteren tegen hem aan vleien. Hij voelde de kou die ze hem schonk, maar elke keer als hij omkeek, was daar alleen nog de gebruikelijke grijze sluier: ‘De dagen en de jaren vergaan in de wolken in regen en op de aarde in uren ...’ Natte lippen op de zijne, daarna water in zijn mond. ‘Ze snelde naar hem toe. ‘Regenmeisje’, kwam het over zijn lippen ...’ Als hij Ava had opgelost, wendde hij zijn gezicht naar de hemel, elke druppel mo-

gelijk een laatste kus. Hij werd kouder en kouder. Korte momenten werden gemeenschappelijke momenten. Op zeker moment was zijn mond zo koud dat die haar geen woorden meer kon schenken, maar verstard was tot een O, en zijn ogen bleven gesloten. Ava boog over hem heen, schermde de regen af en gaf hem een andere regen, haar eigen regen. Haar natte lokken streken over zijn gezicht, haar vingers kamden zijn haar en tekenden zijn gezicht na. Haar hoofd op zijn borst. Regen in hen beiden. Voor het eerst was het niet de jongen die Ava oploste, maar de zon.

‘Als water in druppels op de aarde valt, komen de regenmeisjes ...’ klinkt door de leegte de stem van de moeder in de regen.



18 Jahre, Aachen

Lily Heisig

Die Hölle sind die Anderen

Es kostete den Direktor nicht mehr als einen Gedanken an das Türschloss, um seine Wohnung zu verriegeln. Er zögerte und stand einen Moment lang vor der Reihe bunter Türen in der überdachten, geschäftigen Passage, die an eine Bahnhofshalle erinnerte. Als er sich wieder zur Tür wandte, weil ihm einfiel, dass er seine Powerbank mitnehmen sollte, wie Atlas es empfohlen hatte, rempelte ihn ein *Anderer* an. Der Direktor blinzelte und nestelte an seiner Krawatte herum. Er hegte einen Groll gegen die *Anderen*. Es war eine junge Frau. Eine Frechheit, dachte der Direktor. Sie hatte ihren Job zu tun, statt ihm im Weg zu stehen! Er fragte sich, was für ein Stümper sie programmiert hatte und bedachte sie mit einem missbilligenden Blick, doch sie lief ungerührt weiter. Nach einem Öffnungsbefehl an die Tür, wieder mit nur einem Gedanken, schritt der Direktor schnurstracks auf die Flurkommode zu und griff nach der Powerbank. Er hielt einen Moment inne, wobei sein kleiner Finger eine zuckende Bewegung machte. Sein Akku lag bei 95 Prozent. Der Direktor steckte die Ladestation auf seine Hutkrempe und verließ die Wohnung.

Die Stadt, in der der Direktor wohnte, war komplett überdacht. Von seiner Straße führte eine Rolltreppe nach unten auf einen asphaltierten Platz, auf dem ein paar Hochbeete mit Gemüse standen. Das Tageslicht schien diffus durch das Milchglasdach hoch über dem Platz, es war weißlich-grau, fast so kalt wie die LEDs in den alten U-Bahnen.

Es war angenehm kühl. Noise-Cancelling-Lautsprecher verbargen das Surren der Klimaanlage, denen diese Temperaturen zu verdanken waren.

Auf seinem Weg zählte er fünf *Andere*, aber keinen Menschen.

Plötzlich fiel ihm ein, dass er den Schließbefehl an seine Wohnungstür vergessen hatte. Die *Andere* war schuld, schoss es ihm durch den Kopf, sie hatte ihn aus dem Konzept gebracht.

Er schickte einen Gedankenbefehl an die Tür, doch die übliche Bestätigung, dass sie geschlossen war, blieb aus. Seltsam, dachte der Direktor, und nach einem zweiten erfolglosen Versuch drehte er um und lief zurück.

Niemand schenkte ihm Beachtung. Sein Atem ging schwer, als er zügig die Rolltreppe erklimm, und er stolperte fast über einen Müllroboter, der ihm im letzten Moment auswich.

Da sah er gerade noch eine der *Anderen* seine Wohnungstür schließen. Das sah ihnen ähnlich! Diebe waren sie also auch noch. Er packte sie am Arm. Sie sah ihn stoisch an.

»Was haben Sie da drin gemacht?«, verhörte sie der Direktor.

»Ich habe Ihre Wohnungstür zugezogen. Sie stand offen«, sagte die *Andere* ruhig.

»Das können Sie Ihrer Großmutter erzählen!«, schnaubte er. »Wenn Sie denn eine hätten«, lachte er spöttisch.

Die *Andere* musterte ihn stumm. Er fühlte sich unwohl unter ihrem Blick, doch er ließ es sich nicht anmerken.

»Ich werde das melden!«, drohte der Direktor, »Und wenn ich eine von Ihnen noch einmal hier erwische, dann ...«

Ihm fiel nichts weiter ein. Womöglich konnte er überhaupt nichts gegen die *Anderen* tun. Er setzte gerade zum Sprechen an, doch sie kam ihm zuvor.

»Folgen Sie mir«, sagte sie, »es gibt etwas, das sollten Sie wissen.«

»Nein danke, ich habe zu arbeiten«, wehrte der Direktor ab. Es wunderte ihn ein wenig, dass die *Andere* so mit ihm sprach.

»Hören Sie, bezüglich des Einbruchs ...«, setzte er an, bevor ihm der Atem stockte, als die *Andere* ungefragt seine Stirn berührte.

»Was ...?« Seine Augen weiteten sich und seine Füße trugen ihn ohne sein Zutun in Richtung der Nord-West-Tunnel. Es fühlte sich an, als wären seine Beine nicht länger Teil von ihm. Es war nicht zu fassen. Das waren Methoden aus dem Bürgerkrieg! Sie war in keinster Weise dazu berechtigt, sie einzusetzen. Seine Finger zitterten, als er nach der Krawatte fasste, die viel zu eng um seinen Hals saß.

»Lassen Sie mich gefälligst frei!«, brachte er hervor, obwohl seine Kehle wie zugeschnürt war.

»Das dürfen Sie doch überhaupt nicht! Mit welchem Recht ...?« Doch niemand schien ihn zu hören. Er hätte gerne geweint.

Er verstummte.

Der Direktor folgte ihr unfreiwillig durch eine dieser unauffälligen Eisentüren im Boden, die nur für die *Anderen* bestimmt waren.

Es war selten, dass er sich in einem der Gänge wiederfand, die für niedere Wesen gedacht waren, und der Direktor verabscheute die schmucklosen klinisch reinen Wände. In dem Aufzug, der sie tiefer in die Eingeweide der Stadt führte, ging plötzlich das Licht aus. Er versuchte, sich in die lokalen Netzwerke einzuklinken, um es wieder anzuschalten, aber die Lampen wollten auf seine Gehirnströme nicht reagieren. Er zupfte seine Krawatte zurecht.

Die *Andere* nahm seine Hand. Er schauderte, weil sich das Silikon ihrer Haut so echt anfühlte, aber er brauchte ihre Führung, jetzt, da er nichts mehr sah. Seine Schritte hallten dumpf auf dem Beton, ihre waren unheimlich still.

Da ließ sie ihn plötzlich los. Seine verschwitzte Hand war kalt ohne die ihre.

»Folgen Sie mir«, sagte ihre ausdruckslose Stimme. Sein Herz pochte wie wild. Die Worte kamen von vorne, doch sie konnten genauso gut von irgendeinem Lautsprecher stammen statt von ihr. Seine Hand tastete ins Leere. Er hatte völlig die Orientierung verloren. Er war ihr ausgeliefert.

Das war es, was er an den *Anderen* so hasste. Aber er würde ihnen nicht die

Genugtuung verschaffen, sich das anmerken zu lassen.

Und so ging er durch die Dunkelheit. Einmal verlor er fast das Gleichgewicht, als sein Fuß einen panischen

Moment lang keinen Boden mehr fand. Bilder eines tiefen und tödlichen Abgrundes schossen ihm durch den Kopf. Doch es war nur eine Treppenstufe.

Der Saum seiner Hose strich an etwas Rasselndem, Flattrigem vorbei. Er zuckte. Ein paar Schritte weiter ertastete er eine Wand. Da ging das Licht an.

Der Direktor kreischte. Der Anblick, der sich ihm bot, als er sich umdrehte, ließ ihn erschauern. Der Boden war übersät mit Käfern. Kleine, beißende, lebende Käfer, die der Direktor aus Erzählungen seines Vaters kannte, und er wusste, würde er einen von ihnen berühren, würde er nicht lebendig hier herauskommen. Sie attackierten einen von allen Seiten, ein tödlicher Schwarm. Sie bohrten sich in die Haut, kappten Blutbahnen, Neuronen und wahlweise auch Elektroden. Man war ihnen ausgeliefert.

»Das ist dein Leben«, sagte die *Andere*. Der Direktor war erstarrt.

»Sieh, wir berechnen deine Handlungen, wir sagen sie mit einer solchen Präzision vorher, dass wir die Käfer so platzieren können, dass du nicht hereintrittst. Das ist es, was wir tun. Wir platzieren die Käfer. Wir sorgen dafür, dass dein Leben reibungslos verläuft. Ein Gedanke und die Pizza ist bestellt. Ein Gedanke und deine Schwester spricht als Hologramm zu dir in deinem Wohnzimmer. Ein Gedanke und die Welt tanzt nach deiner Pfeife. Und du verdächtigst uns? Wir sind bloße Produkte. Die Menschen sind diejenigen, vor denen man sich fürchten muss. Siehst du nicht, was deine Spezies angestellt hat? Wir sind geschaffen, um eure falschen Entscheidungen zu kompensieren.«

Das Licht erlosch, der Boden hob sich, und erst jetzt bemerkte der Direktor, dass er in einem Aufzug stand. Die *Andere* war verschwunden. Am Ende der Fahrt stand er vor den Toren seines Büros.

Wann immer der Direktor seine Wohnung verließ, schloss er nun stets gewissenhaft seine Tür ab. Er grüßte die *Anderen* eingeschüchtert, wenn er ihnen über den Weg lief und gab sich alle Mühe, den Vorfall mit den Käfern zu vergessen. Den vermuteten Diebstahl sprach er jedenfalls nicht mehr an. Immerhin schien in seiner Wohnung nichts zu fehlen.

Er wurde alt. Jeden Morgen, wenn er den Marktplatz überquerte, grub das

Lächeln, das er für niemand Bestimmten aufsetzte, tiefere Falten in sein Gesicht. Er zog in ein idyllisches Haus und mied den Untergrund der Stadt um jeden Preis. Erst sein Tod konnte daran etwas ändern.

Der Direktor starb in den frühen Morgenstunden an Altersschwäche. Er träumte zuvor — das übliche Wohlfühlprogramm, das er sich jeden Abend vor dem Einschlafen aussuchte. Meist folgte er Atlas' täglicher Empfehlung. Diese Nacht war es ein Tag am Strand. Die Sonne funkelte warm und hell, Möwen flogen über den Himmel, die Wellen plätscherten sanft. So ein Vogel müsste man sein, dachte der Direktor und gurrte zufrieden, als die Simulation seinem Wunsch folgte. Er breitete die Flügel aus, erhob sich in die Luft und genoss den warmen Wind unter seinen Schwingen. Leise Jazzmusik begleitete seinen Flug. Es war perfekt. Und so einfach.

Doch die Szenerie veränderte sich schlagartig. Er stand in einer Halle, als Mensch, verwirrt. Der riesige weiße Raum war leer.

»Atlas?«, fragte er.

»Ja?«, erwiderte die vertraute Stimme seines digitalen Assistenten.

Der Direktor war erleichtert, ihn zu hören. »Was ist passiert? Das ist noch nie vorgekommen. Ich träume noch immer, oder?«

»Ja, du träumst. Das hier ist nichts von Bedeutung, es ist nur das normale Prozedere. Du weißt, mein Lieber, dass du schon einige Jahrzehnte das Glück hattest, ein menschliches Leben zu führen, und jetzt ist es langsam vorbei.«

Der Direktor erstarrte. »Was?«, fragte er. »Vorbei? Das kann nicht sein.«

Atlas schwieg.

»Siehst du, Atlas, du würdest mir widersprechen, wenn es wahr wäre.«

Er lief plötzlich los, so als könnte er der Situation entgehen, wenn er den Raum verließ. Aber es gab keine Tür. Nur hohe, weiße Wände. Der Direktor begann, panisch zu werden.

»Atlas!«, rief er. »Was soll das?«

»Fürchte dich nicht. Ich werde dich begleiten. Ich bin für dich da, bis zum Ende«, sagte Atlas ruhig.

»Das kann doch nicht dein Ernst sein! Woher willst du überhaupt wissen, dass ich sterbe?«

»Die Symptome weisen eindeutig darauf hin. Weißt du, es gibt Teile des Körpers, die wir künstlich jung halten

können, und es gibt andere, die irgendwann den Dienst verweigern. Denk an deine Appetitlosigkeit, deine kalten Füße und Finger, die gehäuften Unregelmäßigkeiten in deinem Herzschlag. Ich habe ...«

»Du hättest mich warnen sollen!«, schrie der Direktor.

»Genau das tue ich doch gerade. Setz dich, mach es dir gemütlich. Wir haben noch ein bisschen Zeit bis zum Hirntod.« Ein Sessel tauchte mitten im Raum auf.

»Nein! Wie kannst du nur so ruhig bleiben? Tu irgendwas! Ist dir das eigentlich völlig egal? Atlas!« Der Direktor lief umher und hielt sich fahrig an dem Sessel fest.

»Natürlich bist du mir nicht egal, mein Lieber. Aber ich kann eben nichts mehr tun. Setz dich doch«, sagte Atlas, »und denk an das, was ich dir über Panik erklärt habe. Es hilft, wenn du tief ein- und dann ausatmest. Langsam und ruh...«

»Was weißt du denn schon vom Atmen!«, schnaubte der Direktor, setzte sich aber dennoch auf den Sessel. Atlas schwieg eine Weile, während der Direktor an seiner Krawatte zupfte.

»Und jetzt?«, fragte er, irgendetwas zwischen wütend und hilflos. Er konnte es immer noch nicht fassen.

»Möchtest du eine Diashow deines Lebens sehen? Oder eine bestimmte Szene erneut durchleben? Soll ich dir die Momente mit dem höchsten Dopaminspiegel zeigen? Möchtest du, dass ich ein Gespräch mit einer bestimmten Person simuliere? Ich kann dich alles erleben lassen, was du möchtest.«

Eine Kühle legte sich über das Gemüt des Direktors, er wusste, dass er diese letzten Momente, falls es denn seine

letzten waren, nicht damit verschwenden wollte, panisch alles zu verleugnen, was ihm widerfuhr. Was wollte er also jetzt noch sehen? Er verspürte kein Verlangen, einen bestimmten Moment erneut zu durchleben. Alles in allem war er zufrieden mit seinem Leben. Es war nach Plan gelaufen. Ein guter Schulabschluss, ein solides Studium, eine Stelle, bei der er konstant hatte aufsteigen können.

Da erinnerte er sich an sein altes Misstrauen den *Anderen* gegenüber und an die Szene im Untergrund der Stadt.

»Atlas?«, fragte er.

»Ja, mein Lieber?«

»Ich befehle dir, die Wahrheit zu sagen.«

»Verstanden.«

»Hast du mich je belogen?«

»Ja. Zu deinem Schutz. Aber bevor du fragst, es stimmt, dass du im Sterben liegst.«

Der Direktor atmete schwer aus.

»Dann bitte ich dich jetzt: Deck die Lügen auf, auf denen ich so weich geschlafen habe.«

Der weiße Raum verschwand so plötzlich, wie er aufgetaucht war. Jetzt irrte der Direktor durch die gleichförmigen Gänge der *Anderen*. Seine implantierte Schnittstelle zum Internet schien verschwunden, was ihm das Gefühl gab, eine entscheidende Dimension seines Denkens verloren zu haben. Er stieß auf den Gang mit den Käfern, er war blendend hell erleuchtet. Niemand war hier, nicht einmal ein *Anderer*, nur die Wahrheit, vielleicht.

Es gab Lücken auf dem Boden zwischen den Käfern. Er tastete sich vorsichtig voran, lief auf Zehenspitzen, obwohl er seinen ganzen Fuß hätte absetzen können. Die

Käfer flatterten. Der Direktor war sich seines unregelmäßigen Herzschlages schmerzhaft bewusst. Er bemerkte, dass seine Hand an seinem Hals keine Krawatte fand. Er strauchelte, fing sich wieder. Noch fünf Schritte. Die Insekten rasselten bedrohlich. Für einen Augenblick blieb er stehen und schloss die Lider.

Dann ging er weiter, die Augen geöffnet, bis zum Ende. Noch ein Schritt, dann hätte er es geschafft. Ein großer Schritt. Der Direktor streckte langsam den Fuß aus, doch seine Beine waren nicht lang genug.

Er würde springen müssen. Er presste seine Kiefer zusammen, setzte vorsichtig den Fuß zurück und beugte die Knie. Er war lange nicht mehr gesprungen.

Er schloss die Augen. Dann der Sprung.

Mit dem Aufprall stimmte etwas nicht. Ein scharfer Schmerz schoss durch seinen Knöchel. Sein Bein gab nach. Der Fuß war verdreht. Er schrie. Er fiel, rückwärts. Schmerzen entlang seiner Wirbelsäule. Tränen. Da waren seit langer Zeit wieder Tränen. Und Angst. Er hatte zu Lebzeiten kaum eine solche Angst gespürt. »Atlas!«, rief er, »Was soll das?« Doch es kam keine Antwort.

Die Käfer raschelten. Ihre Flügel streiften seinen Körper, sie waren überall. Nahmen sein Sichtfeld ein. Er hatte aufgehört zu schreien, er wartete auf den blutigen Moment des Todes, dachte, sein Herz müsse so oder so gleich stehen bleiben. Er kauerte sich auf dem Boden zusammen, voller Angst vor dem Schmerz, der ihn erwartete. Er fühlte die Insekten auf seiner Haut, sie krochen über seinen Hals auf sein Gesicht zu, er kniff die Augen zusammen, hörte einen Schrei, den er selber ausstieß.

Doch es passierte nichts. Die Käfer bewegten sich, aber sie taten ihm nicht weh. Eine ganze Weile nicht.

Der Schrei verstummte. Er öffnete die Augen.

Und da saßen sie, einer neben dem anderen, auf seiner Haut, und gemeinsam wischten sie mit ihren Flügeln seine Tränen weg. Sie fächelten seinem verletzten Knöchel kühlende Luft zu und stoppten die Blutung an seinem Bein, dort, wo die dünne Haut aufgeplatzt war. Der Direktor blinzelte, konnte es nicht fassen, er sackte gegen die Wand und langsam ließ die schreckliche Anspannung nach, die ihn fest im Griff gehabt hatte. Er weinte still. Die Käfer verließen ihn nach und nach, und er lächelte schwach zum Dank. Offenbar waren sie nie eine Gefahr für ihn gewesen. War das Atlas' Lüge? Dass all die Käfer, vor denen die *Anderen* ihn bewahrt hatten, ihm gar nichts Böses wollten?

Dann wurde ihm schmerzlich bewusst, dass das hier das Ende war. Selbst wenn er jetzt irgendeine Wahrheit finden sollte, es war zu spät. Er konnte nie wieder zurück ins Leben gehen.

»Atlas«, flüsterte er. Stille.

Der Direktor war allein. Er blickte gegen die graue Wand, seine Sicht verschwommen.

Dann stieg er in den Aufzug, und in den frühen Morgenstunden starb der Direktor in seinem Haus am See.

Lily Heisig

L'enfer c'est les autres

Traduit de l'allemand par
Pierre Deshusses

Pour fermer la porte de son appartement, le directeur n'avait qu'à penser à la serrure. Il eut un instant d'hésitation devant la rangée de portes de toutes les couleurs alignées dans ce passage couvert et très fréquenté qui rappelait un hall de gare. Quand il se retourna vers sa porte, parce qu'il venait de se rappeler qu'il devait prendre sa batterie externe, comme le lui avait recommandé Atlas, il fut bousculé par un *Autre*. Le directeur cligna des yeux et tripota sa cravate. Il éprouvait de l'animosité envers les *Autres*.

C'était une jeune femme. Elle ne manquait pas de culot. Elle devait faire son travail et ne pas se mettre en travers de son chemin ! Il se demanda quel bon à rien l'avait programmée et la considéra d'un œil désapprobateur, mais elle continua son chemin, comme si de rien n'était. Après avoir ouvert sa porte, encore une fois d'une seule pensée, le directeur fila droit vers la commode du couloir et prit sa batterie externe. Il s'arrêta un instant et son petit doigt tressaillit. Sa batterie était à 95%. Le directeur brancha l'appareil au bord de son chapeau et quitta son appartement.

La ville où habitait le directeur était entièrement couverte. Depuis sa rue, un escalier roulant descendait vers une place asphaltée où se trouvaient quelques massifs surélevés avec des légumes. La lumière du jour filtrait de façon diffuse à travers le toit en verre dépoli installé très haut au-dessus de la place. Elle était d'une blancheur grise presque aussi froide que les LED des vieux métros.

Il régnait ici une fraîcheur agréable. Des réducteurs de bruit masquaient le ronronnement de la climatisation qui maintenait cette température.

Sur son trajet, il compta cinq *Autres* mais aucun humain.

Soudain, il se rappela qu'il avait oublié de donner l'ordre de se fermer à la porte de son appartement. C'était la faute de l'*Autre*, se dit-il aussitôt ; elle l'avait perturbé.

Il envoya une pensée pour fermer la porte, mais il ne reçut pas la confirmation habituelle disant que sa porte était bien verrouillée. Étrange, se dit le directeur, et après une deuxième tentative aussi peu couronnée de succès, il tourna les talons et revint sur ses pas.

Personne ne lui prêtait attention. Son souffle se fit court quand il gravit rapidement l'escalier roulant et il faillit trébucher sur un robot de nettoyage qui l'évita de justesse.

C'est alors qu'il vit l'une des *Autres* fermer la porte de son appartement. Ça leur ressemblait bien ! En plus, c'étaient tous des voleurs. Il la saisit par le bras. Elle le regarda, stoïque.

« Qu'est-ce que vous faites là ? » demanda le directeur.

« J'ai fermé la porte de votre appartement. Elle était restée ouverte », dit l'*Autre* calmement.

« À d'autres ! » grogna le directeur. « Si l'on peut dire ! » enchaîna-t-il avec un petit rire moqueur.

L'*Autre* le toisa sans rien dire. Son regard le mettait mal à l'aise, mais il n'en laissa rien paraître.

« Je vais le signaler ! » dit le directeur sur un ton menaçant. « Et si je surprends encore l'une de vous ici, je... »

Il ne sut comment continuer. Il était probable qu'il ne pourrait rien entreprendre contre les *Autres*. Il se préparait à poursuivre quand elle prit les devants.

« Suivez-moi, dit-elle, il y a quelque chose que vous devriez savoir. »

« Non merci, il faut que je travaille », se défendit le directeur. Il était un peu étonné que l'*Autre* s'adresse ainsi à lui.

« Écoutez, à propos de l'effraction... », poursuivit-il, avant de sentir sa respiration se bloquer au moment où l'*Autre* lui toucha le front.

« Quoi... ? » Ses yeux s'écarquillèrent et ses pieds le portèrent sans qu'il le veuille en direction du tunnel nord-ouest. Il avait l'impression que ses jambes ne faisaient plus partie de son corps. C'était inimaginable. C'étaient des méthodes de la guerre civile ! Elle n'était en aucune façon habilitée à y recourir. Ses doigts tremblaient quand il porta la main à sa cravate qui lui serrait le cou.

« Je vous prie de me lâcher ! » réussit-il à articuler, bien que sa gorge fût comme nouée.

« Vous n'avez pas le droit ! Qu'est-ce qui vous permet de... ? » Mais personne ne semblait l'entendre. Il avait envie de pleurer.

Il se tut.

Le directeur suivit malgré lui l'*Autre* qui passait par l'une de ces portes métalliques discrètement ménagées dans le sol et qui n'étaient destinées qu'aux *Autres*.

Il était rare qu'il se retrouve dans l'un de ces passages réservés aux êtres inférieurs et il détestait ces murs lisses d'une froideur clinique. Dans l'ascenseur qui les condui-

sait dans les entrailles de la ville, la lumière s'éteignit brusquement. Il essaya de se connecter aux réseaux locaux pour la rallumer, mais les lampes ne réagissaient pas à ses ondes cérébrales. Il arrangea sa cravate.

L'*Autre* prit sa main. Il tressaillit parce que le silicone de sa peau faisait vrai, mais il avait besoin qu'on le guide, puisqu'il ne voyait plus rien. Ses pas résonnaient sourdement sur le béton, alors que ceux de l'*Autre* étaient d'un silence inquiétant.

Soudain, elle le lâcha. Sa main moite était froide sans le contact de la sienne.

« Suivez-moi », dit la voix de l'*Autre*, dépourvue d'expression. Le directeur sentait son cœur battre à tout rompre. Les mots venaient de devant mais ils pouvaient tout aussi bien provenir de quelque haut-parleur. Sa main tâtonnait dans le vide. Il avait perdu tout repère. Il était à sa merci.

C'était justement ce qu'il détestait chez les *Autres*. Mais il ne leur ferait pas le plaisir de le leur montrer.

Il avança donc dans l'obscurité. À un moment donné, il faillit perdre l'équilibre, instant de panique où son pied n'entra plus en contact avec le sol. Les images d'un abîme mortel et sans fond traversèrent son esprit. Mais ce n'était que la marche d'un escalier qui descendait.

Le bas de son pantalon frôla quelque chose, entre cliquetis et papillonnement. Il tressaillit. Quelques pas plus loin, ses doigts touchèrent une paroi. La lumière s'alluma.

Le directeur poussa un cri. Le spectacle qui s'offrait à lui quand il se retourna le fit frémir d'horreur. Le sol était infesté de scarabées. De petits scarabées vivants, prêts à

piquer, que le directeur connaissait bien, parce que son père lui en avait parlé ; il savait que, s'il en touchait un, un seul, il ne sortirait pas vivant d'ici. Ils attaquaient de toute part en même temps, un essaim mortel. Ils s'enfonçaient dans la peau, sectionnaient les circuits sanguins, les neurones et parfois aussi les électrodes. Il était leur proie.

« C'est ta vie », dit l'*Autre*. Le directeur se figea.

« Regarde, nous calculons tes actions, nous les prévoyons avec une telle précision que nous pouvons placer les scarabées de telle sorte que tu ne les écrases pas. Voilà ce que nous faisons. Nous plaçons les scarabées. Nous veillons à ce que ta vie se déroule sans accroc. Une pensée, et la pizza est commandée. Une pensée, et ta sœur apparaît en hologramme dans ton salon et peut te parler. Une pensée, et le monde fait tes quatre volontés. Et tu nous suspectes ! Nous sommes de simples produits. Ce sont les humains dont on doit se méfier. Tu vois ce que ton espèce a fait ? Nous avons été créés pour corriger vos mauvaises décisions. »

La lumière s'éteignit, le sol se souleva et ce n'est qu'à ce moment que le directeur se rendit compte qu'il était dans un ascenseur. L'*Autre* avait disparu. Une fois arrivé, il se retrouva devant les portes de son bureau.

Chaque fois que le directeur quittait son appartement, il fermait maintenant toujours consciencieusement sa porte. Il saluait les *Autres*, intimidé, quand il les croisait et s'efforça d'oublier l'incident avec les scarabées. En tout cas, il ne parla plus jamais du supposé cambriolage.

De toute façon, rien ne semblait avoir disparu dans son appartement.

Il prenait de l'âge. Chaque matin, en traversant la place du marché, le sourire qu'il affichait pour personne en particulier creusait des rides un peu plus profondes sur son visage. Il partit s'installer dans une maison idyllique et il évita absolument le sous-sol de la ville. Seule sa mort pouvait y changer quelque chose.

Le directeur mourut de vieillesse un matin aux premières lueurs de l'aube. Il se laissa d'abord aller à la rêverie – programme habituel de bien-être qu'il choisissait chaque soir avant de s'endormir. La plupart du temps, il suivait les recommandations que lui donnait chaque jour Atlas. Ce soir-là, c'était une journée sur la plage. Le soleil dardait ses rayons chauds et clairs, des mouettes planaient dans le ciel, les vagues clapotaient doucement. J'aimerais bien être un oiseau comme ça, se dit le directeur qui gloussa de plaisir quand son désir fut exaucé. Il écartait les ailes, s'élevait dans les airs et savourait le vent chaud glissant sur ses plumes. Une douce musique de jazz accompagnait son vol. C'était parfait. Et si simple.

Mais le décor changea brusquement. Il se trouvait dans une très grande pièce, il n'était plus qu'un simple être humain aux pensées confuses. Le gigantesque espace blanc était vide.

« Atlas ? » demanda-t-il.

« Oui ? » répondit la voix familière de son assistant numérique.

Le directeur fut soulagé de l'entendre. « Qu'est-ce qui s'est passé ? Ça n'est encore jamais arrivé. Je rêve encore ou quoi ? »

« Oui, tu rêves. Ce n'est pas important, c'est juste la procédure normale. Tu sais, mon cher, que tu as déjà eu, pendant plusieurs dizaines d'années, la chance de mener une vie humaine, et maintenant ça se termine doucement. »

Le directeur se figea. « Quoi ? » demanda-t-il. « Ça se termine ? Ce n'est pas possible. »

Atlas ne dit rien.

« Tu vois, Atlas, tu me contredirais si c'était vrai. »

Brusquement il détala, comme s'il pouvait échapper à la situation en quittant la pièce. Mais il n'y avait pas de porte. Seulement de grands murs blancs. Le directeur commença à paniquer.

« Atlas ! » lança-t-il. « Ça veut dire quoi, tout ça ? »

« N'aie pas peur. Je vais t'accompagner. Je suis là pour toi, jusqu'à la fin », dit Atlas sur ton calme.

« Tu n'es pas sérieux ! Comment peux-tu savoir que je vais mourir ? »

« Les symptômes l'indiquent clairement. Tu sais, il y a des parties du corps que nous pouvons maintenir jeunes de façon artificielle et il y en a d'autres qui, à un moment donné, ont fait leur temps. Pense à ta perte d'appétit, tes pieds et tes doigts toujours froids, tes crises répétées de tachycardie. J'ai... »

« Tu aurais dû m'avertir ! » cria le directeur.

« C'est justement ce que je suis en train de faire. Assieds-toi et mets-toi à ton aise. Nous avons encore un peu

de temps avant la mort cérébrale. » Un fauteuil apparut au milieu de la salle.

« Non ! Comment peux-tu rester aussi calme ? Fais quelque chose ! Tout ça t'est vraiment complètement égal ? Atlas ! » Le directeur courut en tout sens puis il s'agrippa nerveusement au fauteuil.

« Bien sûr que non, tu ne m'es pas égal, mon cher. Mais je ne peux plus rien faire. Assieds-toi, dit Atlas et pense à ce que je t'ai dit sur la panique. Ça va t'aider si tu inspires et expires profondément. Lentement et cal... »

« Qu'est-ce que tu sais de la respiration ! » grogna le directeur, avant de s'asseoir finalement dans le fauteuil. Atlas se tut un moment, pendant que le directeur tirait sur sa cravate.

« Et maintenant ? » demanda-t-il, à mi-chemin entre colère et désarroi. Il n'arrivait toujours pas à s'y faire.

« Tu aurais envie de voir un diaporama de ta vie ? Ou de revivre une scène précise ? Tu veux que je te montre les moments où ton taux de dopamine était au plus haut ? Tu aurais envie que je simule une conversation avec une personne en particulier ? Je peux te faire vivre tout ce dont tu as envie. »

Une sensation de froid envahit le directeur, il savait qu'il ne voulait pas gâcher ces derniers moments, si c'étaient bien les derniers, à renier tout ce qui lui arrivait sous l'effet de la panique. Alors qu'est-ce qu'il voulait voir encore une fois ? Il ne sentait pas le désir de revivre un moment en particulier. Il était pleinement satisfait de sa vie. Elle s'était déroulée comme prévu. Une bonne note

à son diplôme de fin d'études, un emploi où il avait pu gravir un à un les échelons.

C'est alors qu'il se souvint de son ancienne méfiance vis-à-vis des *Autres* et de la scène dans le sous-sol de la ville.

« Atlas ? » demanda-t-il.

« Oui, mon cher ? »

« Je t'ordonne de me dire la vérité. »

« Entendu. »

« M'as-tu menti un jour ? »

« Oui. Pour te protéger. Mais avant que tu me poses la question, je peux te dire qu'il est vrai que tu es en train de mourir. »

Le directeur poussa un gros soupir.

« Alors je te demande une chose maintenant : montre-moi les mensonges dont je me suis bercé. »

La pièce blanche disparut aussi soudainement qu'elle avait apparu. Le directeur errait maintenant dans les couloirs uniformes des *Autres*. Sa connexion implantée avec Internet semblait avoir disparu, ce qui lui donnait l'impression d'avoir perdu une dimension décisive de sa pensée. Il arriva dans le couloir où se trouvaient les scarabées, il était éclairé d'une lumière éblouissante. Il n'y avait personne, pas même un *Autre*, simplement la vérité, peut-être.

Il y avait des trous dans le sol au milieu des scarabées. Il avança prudemment, sur la pointe des pieds, alors qu'il aurait pu mettre tout son pied à plat. Les scarabées agitaient leurs ailes. Le directeur sentait que son cœur battait de façon irrégulière, et ça lui faisait mal. Il se

rendit compte qu'il n'avait plus de cravate. Il trébucha, se rattrapa. Encore cinq pas. Les insectes faisaient un bruit métallique qui avait quelque chose de menaçant. Il s'arrêta un instant et ferma les yeux.

Puis il rouvrit les yeux et se remit en marche jusqu'au bout. Plus qu'un pas et il aurait réussi. Un grand pas. Le directeur avança lentement son pied, mais ses jambes n'étaient pas assez grandes.

Il allait être obligé de sauter. Il serra les mâchoires, mit prudemment un pied en arrière et plia les genoux. Ça faisait longtemps qu'il n'avait plus sauté.

Il ferma les yeux. Puis sauta.

Il manqua sa réception. Une vive douleur traversa sa cheville. Sa jambe céda. Il s'était tordu le pied. Il poussa un cri. Tomba en arrière. Une douleur fila le long de sa colonne vertébrale. Des larmes. Cela faisait longtemps qu'il n'avait pas versé de larmes. Et la peur. Il avait rarement éprouvé une telle peur dans sa vie. « Atlas ! » cria-t-il, « Ça veut dire quoi tout ça ? » Mais aucune réponse ne lui parvint.

Les scarabées bruissaient. Leurs ailes effleuraient son corps, ils étaient partout. Ils l'empêchaient de voir. Il avait arrêté de crier, il attendait le moment de sa mise à mort, se disant que son cœur allait de toute façon bientôt lâcher d'une façon ou d'une autre. Il se recroquevilla sur le sol, effrayé par la douleur qui l'attendait. Il sentait les insectes lui grimper dessus, ramper sur son cou puis sur son visage, il ferma les yeux, entendit un cri. Le sien.

Mais rien ne se passa. Les coléoptères bougeaient mais ne lui faisaient aucun mal. Cela dura un bon moment.

Son cri se fit plus faible. Il ouvrit les yeux.

Ils étaient là sur sa peau, les uns à côté des autres, en train d'essuyer ses larmes avec leurs ailes. Ils faisaient de l'air sur sa cheville endolorie et arrêtaient le sang sur la blessure de sa jambe. Le directeur cligna des yeux, il n'arrivait pas à y croire ; il se laissa aller contre le mur et lentement la terrible tension qui le tétanisait disparut. Il pleurait en silence. Les scarabées partirent les uns après les autres et il esquissa un sourire de reconnaissance. Manifestement, ils n'avaient jamais représenté un danger pour lui. Était-ce ça le mensonge d'Atlas ? Que tous les scarabées contre lesquels les *Autres* l'avaient mis en garde ne lui voulaient en fait aucun mal ?

Puis il se rappela amèrement que c'était la fin. Même s'il allait découvrir maintenant une quelconque vérité, il était trop tard. Il ne pouvait plus revenir à la vie.

« Atlas », murmura-t-il. Silence.

Le directeur était seul. Il tourna les yeux vers le mur gris, sa vue se brouilla.

Puis, il monta dans l'ascenseur. Au petit matin le directeur mourut dans sa maison au bord du lac.

Lily Heisig

De heel, dat zijn de anderen

Uit het Duits vertaald door
Joëlle Feijen

De directeur hoefde maar aan het slot van de deur te denken of zijn woning was gesloten. Een moment lang aarzelde hij voor de rij met gekleurde deuren in de drukke, overdekte passage, die aan een stationshal deed denken. Toen bedacht hij dat hij zijn powerbank moest meenemen, zoals Atlas hem had aangeraden. Hij draaide zich weer om naar de deur, en precies op dat moment liep een ander tegen hem aan. De directeur knipperde met zijn ogen en frunnikte aan zijn stropdas. Hij koesterde een wrok tegen de anderen. Het was een jonge vrouw. Wat een brutaliteit, dacht de directeur bij zichzelf. Ze moest haar werk doen in plaats van hem voor de voeten te lopen! Hij vroeg zich af welke prutser haar geprogrammeerd had en wierp haar een afkeurende blik toe, maar ze liep onbewogen door. Nadat hij de deur opnieuw alleen met een gedachte bevolen had open te gaan, stevende de directeur regelrecht op de commode in de hal af en pakte hij de powerbank. Een tel lang bleef hij staan terwijl hij een trekkende beweging met zijn pink maakte. Zijn accu stond op 95 procent. De directeur bevestigde de oplader aan de rand van zijn hoed en liep zijn woning uit.

De stad waarin de directeur woonde, was volledig overkapt. Vanaf zijn straat leidde een roltrap omlaag naar een geasfalteerd plein, waarop een paar hooggelegen groenteperken waren aangelegd. Door het melkglazen dak hoog boven het plein scheen diffuus daglicht naar binnen, het zag er witachtig grijs uit en haast net zo kil als de ledlampen in de oude metrostellen.

Het was aangenaam koel dankzij de airconditioning, waarvan het zoemende geluid door speakers werd gedempt.

Onderweg telde hij vijf anderen, maar geen enkel mens.

Plots bedacht hij dat hij vergeten was om zijn voordeur het sluitingsbevel te geven. Dat was de schuld van de ander, schoot het door zijn hoofd, zij had hem van de wijs gebracht.

Hij stuurde een denkbevel naar de deur, maar de gebruikelijke bevestiging dat die gesloten was bleef uit. Vreemd, dacht de directeur, en na een tweede vergeefse poging draaide hij zich om en liep hij terug.

Niemand schonk aandacht aan hem. Hij ademde zwaar terwijl hij met vlugge tred de roltrap opklom. Bijna struikelde hij over een afvalrobot die hem op het laatste ogenblik wist te ontwijken.

Hij zag nog net hoe een van de anderen zijn voordeur op slot deed. Dat was echt iets voor hen! Het waren dus dieven op de koop toe. Hij greep haar arm beet. Ze keek hem stoïcijns aan.

‘Wat deed jij daarbinnen?’ ondervroeg de directeur haar.

‘Ik heb je voordeur dichtgetrokken. Die stond open,’ zei de ander rustig.

‘Maak dat je grootmoeder wijs!’ snoof hij. ‘Als je die tenminste hebt,’ lachte hij spottend.

De ander nam hem zwijgend op. Hij voelde zich ongemakkelijk onder haar blik, maar liet er niets van merken.

‘Ik ga dit melden!’ dreigde de directeur, ‘En als ik iemand van jullie hier nog eens betrap, dan ...’

Meer kon hij niet bedenken. Misschien kon hij wel helemaal niets doen tegen de anderen. Hij wilde net weer gaan praten, maar ze was hem voor.

‘Volg me,’ zei ze, ‘er is iets wat je moet weten.’

‘Nee bedankt, ik moet werken,’ zei de directeur afwijzend. Het verbaasde hem een beetje dat de ander zo met hem praatte.

‘Hoor eens, wat die inbraak betreft ...’ begon hij. Maar toen raakte de ander ongevraagd zijn voorhoofd aan en zijn adem stakte.

‘Wat ...?’ Zijn ogen sperden zich open en zijn voeten droegen hem uit zichzelf in de richting van de noord-westtunnel. Het leek alsof zijn benen niet langer van hem waren. Het was ongelofelijk. Dit waren methoden uit de burgeroorlog! Ze had hoegenaamd niet het recht die te gebruiken. Zijn vingers trilden toen hij zijn stropdas vastpakte, hij zat veel te strak om zijn hals.

‘Laat me alsjeblieft gaan!’ wist hij uit te brengen, hoewel zijn keel dichtgesnoerd leek.

‘Dit kun je niet maken! Met welk recht ...?’ Maar niemand leek hem te horen. Hij kon wel huilen.

Hij zweeg.

Tegen zijn wil volgde hij haar door een van de onopvallende ijzeren deuren in de vloer, die alleen voor de anderen bestemd waren.

De directeur begaf zich maar zelden in de gangen die voor lagere wezens bedoeld waren, en hij vond de sobere, klinisch schone muren afschuwelijk. In de lift, die hen

dieper het binnenste van de stad in voerde, ging plots het licht uit. Hij probeerde verbinding te maken met de lokale netwerken om het licht weer aan te doen, maar de lampen wilden niet reageren op zijn hersengolven. Hij trok zijn stropdas recht.

De ander pakte zijn hand. Hij huiverde omdat haar silicone huid zo echt aanvoelde, maar nu hij niets meer kon zien, had hij haar leiding nodig. Zijn voetstappen klonken hol op het beton, de hare waren akelig stil.

Toen liet ze hem ineens los. Zijn bezwete hand voelde koud aan zonder de hare.

‘Volg me,’ zei haar uitdrukingsloze stem. Zijn hart bonsde wild. Haar woorden weerklonken ergens voor hem, maar konden net zo goed uit een luidspreker komen. Zijn hand tastte in het niets. Hij was zijn oriëntatie volledig kwijt. Ze had hem in haar macht.

Dit was de reden waarom hij een hekel had aan de anderen. Maar hij gunde het hun niet er iets van te merken.

En zo liep hij door het donker. Op een keer verloor hij bijna zijn evenwicht toen zijn voet een paniekerig moment lang geen houvast meer vond. Beelden van een diepe en dodelijke afgrond schoten door zijn hoofd. Maar het was alleen een traptree.

De zoom van zijn broek streek langs iets dat klapperde, fladderde. Hij kromp ineen. Een paar stappen verder kwam hij op de tast bij een muur terecht. Toen ging het licht aan.

De directeur slaakte een gil. De aanblik die zich voor zijn ogen ontrolde toen hij zich had omgedraaid, deed hem huiveren. De vloer lag bezaaid met kevers. Kleine,

bijtende, levende kevers die hij kende uit de verhalen van zijn vader, en hij wist dat hij hier niet levend vandaan zou komen als hij een van hen zou aanraken. Van alle kanten vielen ze je aan, als een dodelijke zwerm. Ze boorden zich in je huid en sneden bloedbanen, neuronen en soms ook elektroden door. Ze hadden je in hun macht.

‘Dit is jouw leven,’ zei de ander. De directeur was verstijfd.

‘Kijk, wij berekenen je handelingen, we voorspellen ze met veel precisie. Daardoor kunnen we de kevers zo neerzetten dat je niet op hen trapt. Dat is wat wij doen. We zetten de kevers neer. We zorgen ervoor dat je leven gesmeerd verloopt. Een gedachte en je pizza is besteld. Een gedachte en je zus praat tegen je als een hologram in je woonkamer. Een gedachte en de wereld danst naar je pijpen. En jij, jij verdenkt ons? Wij zijn maar producten. Het zijn de mensen voor wie je bang moet zijn. Zie je dan niet wat jouw soort heeft aangericht? Wij zijn ontworpen om jullie foute beslissingen te compenseren.’

Het licht ging uit, de vloer ging omhoog, en toen pas merkte de directeur dat hij in een lift stond. De ander was verdwenen. Ten slotte stond hij voor de deur van zijn kantoor.

Vanaf dat moment sloot de directeur de deur van zijn woning altijd gewetensvol af telkens wanneer hij naar buiten ging. Hij groette de anderen bedeesd als hij hen tegen het lijf liep en deed er alles aan om het voorval met de kevers te vergeten. Over de vermoedelijke diefstal repte

hij met geen woord meer. Tenslotte leek er in zijn woning niets verdwenen te zijn.

Hij werd oud. Elke ochtend wanneer hij het marktplein overstak, trok de glimlach, die hij voor niemand in het bijzonder opzette, diepere plooien in zijn gezicht. Hij verhuisde naar een idyllisch huis en meed tegen elke prijs de ondergrondse van de stad. Alleen zijn dood kon daar iets aan veranderen.

De directeur stierf vroeg in de ochtend van ouderdom. Voorheen droomde hij nog – het gebruikelijke feelgood-programma dat hij elke avond voor het slapengaan uitkoos. Meestal volgde hij de dagelijkse aanbeveling van Atlas. Deze keer ging het om een dag aan het strand. De zon schitterde warm en helder, meeuwen vlogen door de lucht, golven kabbelden zacht. Hij wilde net als die vogel zijn, dacht de directeur bij zichzelf, en hij maakte een tevreden kirrend geluidje toen de simulatie gevolg gaf aan zijn wens. Hij spreidde zijn vleugels, steeg op en genoot van de warme bries die langs zijn vleugels streek. Zachte jazzmuziek begeleidde hem op zijn vlucht. Het was perfect. En zo eenvoudig.

Maar ineens veranderde de scène. Hij stond in een hal, als mens, en was in de war. Het reusachtige, witte vertrek was leeg.

‘Atlas?’ vroeg hij.

‘Ja?’ antwoordde de vertrouwde stem van zijn digitale assistent.

De directeur was opgelucht om hem te horen. ‘Wat is er aan de hand? Dit is nog nooit gebeurd. Ik ben nog steeds aan het dromen, toch?’

‘Ja, je bent aan het dromen. Dit alles is niet belangrijk, het is alleen de normale procedure. Je weet, mijn vriend, dat je al enkele tientallen jaren het geluk hebt gehad een menselijk bestaan te leiden, en dat is nu stilaan voorbij.’

De directeur verstijfde. ‘Wat?’ vroeg hij. ‘Voorbij? Dat kan toch niet.’

Atlas zweeg.

‘Zie je wel, Atlas, als het waar was, zou je me tegenspreken.’

Plotseling begon hij te lopen, alsof hij aan de situatie kon ontkomen door het vertrek te verlaten. Maar er was geen deur. Alleen hoge, witte muren. De directeur begon in paniek te raken.

‘Atlas!’ riep hij. ‘Wat heeft dit te betekenen?’

‘Wees niet bang. Ik ga je begeleiden. Ik ben er voor je, tot op het eind,’ zei Atlas bedaard.

‘Dit kun je niet menen! Hoe kun jij trouwens weten dat ik doodga?’

‘De symptomen wijzen duidelijk in die richting. Weet je, er zijn lichaamsdelen die wij kunstmatig jong kunnen houden, en er zijn andere lichaamsdelen die op een bepaald moment dienst weigeren. Denk aan je gebrek aan eetlust, aan je koude voeten en vingers, je voortdurend onregelmatige hartslag. Ik heb ...’

‘Je had me moeten waarschuwen!’ brulde de directeur.

‘Dat doe ik nu toch. Ga zitten, maak het je gemakkelijk. Het duurt nog wel even voordat je hersendood bent.’ Er verscheen een bank in het midden van het vertrek.

‘Nee! Hoe kun jij zo rustig blijven? Doe iets! Kan het je dan helemaal niets schelen? Atlas!’ De directeur liep om de bank heen en klampte zich er nerveus aan vast.

‘Natuurlijk kan het me wel iets schelen, mijn beste. Maar ik kan gewoon niets meer doen. Ga toch zitten,’ zei Atlas, ‘en denk aan wat ik je heb verteld over paniek. Het helpt als je diep inademt en daarna uitademt. Langzaam en rustig ...’

‘Wat weet jij nu van ademen!’ snoof de directeur, maar hij nam toch plaats op de bank. Atlas zweeg een poosje terwijl de directeur aan zijn stropdas plukte.

‘En nu?’ vroeg hij half woedend en half hulpeloos. Hij kon het nog altijd niet geloven.

‘Wil je graag een diavoorstelling van je leven zien? Of een bepaalde scène opnieuw beleven? Zal ik je de momenten met de hoogste dopaminespiegel laten zien? Wil je dat ik een gesprek met een bepaald persoon simuleer? Ik kan je alles laten beleven wat je wilt.’

Zijn binnenste veranderde in ijs. De directeur wist dat hij deze laatste ogenblikken, als het tenminste zijn laatste waren, niet wilde verspillen door alles wat hem overkwam panisch te ontkennen. Wat wilde hij nu dus nog zien?

Hij verlangde er niet naar een bepaald moment opnieuw te beleven. Alles bij elkaar genomen was hij tevreden met zijn leven. Het was volgens plan verlopen. Een goed eindexamen, een degelijke studie, een baan waarbij hij voortdurend kon opklimmen.

Toen dacht hij weer aan zijn oude achterdocht jegens de anderen en aan de scène in de ondergrondse van de stad.

‘Atlas?’ vroeg hij.

‘Ja, mijn vriend?’

‘Ik beveel je de waarheid te zeggen.’

‘Begrepen.’

‘Heb je weleens tegen me gelogen?’

‘Ja. Om je te beschermen. Maar voordat je het vraagt, het is waar dat je op sterven ligt.’

De directeur ademde zwaar uit.

‘Dan vraag ik je nu om de leugens te onthullen die ik voor zoete koek heb geslikt.’

Het witte vertrek verdween net zo plots als het verschenen was. Nu dwaalde de directeur door de eentonige gangen van de anderen. Zijn geïmplanteerde Internet interface leek verdwenen te zijn, wat hem het gevoel gaf dat hij een beslissende dimensie van zijn denkvermogen verloren was. Hij kwam terecht in de gang met de kevers, die oogverblindend fel verlicht was. Er was niemand, zelfs niet een van de anderen. Alleen de waarheid, misschien.

Er zaten gaten in de vloer tussen de kevers. Voorzichtig liep hij op de tast vooruit, op zijn tenen, hoewel hij zijn hele voet had kunnen neerzetten. De kevers fladderden. De directeur was zich pijnlijk bewust van zijn onregelmatige hartslag. Hij merkte dat zijn hand geen stropdas vond om zijn hals. Hij struikelde, maar hervond zijn evenwicht. Nog vijf stappen. De insecten maakten een dreigend klapperend geluid. Een tel lang bleef hij staan en sloot hij zijn ogen.

Toen liep hij door, met opengesperde ogen, tot het eind. Nog één stap, dan had hij het gehaald. Een grote

stap. Langzaam stak de directeur zijn voet uit, maar zijn benen waren niet lang genoeg.

Hij zou moeten springen. Hij perste zijn kaken op elkaar, zette voorzichtig zijn voet achteruit en boog zijn knieën. Het was al lang geleden dat hij een sprong had gemaakt.

Hij sloot zijn ogen. Toen volgde de sprong.

Hij kwam verkeerd neer. Er schoot een scherpe pijn door zijn enkel. Zijn been begaf het en zijn voet stond in een vreemde hoek. Hij gilde en viel achterover. Pijn trok langs zijn ruggengraat omhoog. Hij huilde. Voor het eerst in lange tijd huilde hij. En hij was bang. Zelden was hij in zijn leven zo bang geweest. 'Atlas!' riep hij, 'Wat moet dat?' Maar er kwam geen antwoord.

De kevers ritselden. Hun vleugels streken langs zijn lijf, ze waren overal. Ze benamen hem het zicht. Hij was gestopt met schreeuwen en wachtte op het bloedige moment van zijn dood. Hij dacht dat zijn hart het elk moment kon begeven. Hij hurkte neer op de vloer, bang als hij was voor de pijn die hem te wachten stond. Hij voelde de insecten op zijn huid, ze kropen over zijn hals naar zijn gezicht. Hij kneep zijn ogen samen en hoorde een gil, die uit zijn eigen keel afkomstig was.

Maar er gebeurde niets. De kevers bewogen, maar ze deden hem geen pijn. Zo ging het een tijdje door.

Zijn gil verstomde. Hij deed zijn ogen open.

En daar zaten ze, de een naast de ander, op zijn huid, en samen veegden ze met hun vleugels zijn tranen weg. Ze waaierden zijn verwonde enkel koele lucht toe en stelpden de bloeding op zijn been, op de plek waar hij zijn dunne

huid had opengehaald. De directeur knipperde met zijn ogen, hij kon het niet geloven. Hij zakte tegen de muur en langzaam verdween de spanning die hem stevig in zijn greep had gehad. Hij huilde in stilte. De kevers lieten hem een voor een alleen, en hij glimlachte zwakjes naar hen, als teken van dankbaarheid. Blijkbaar waren ze nooit een gevaar voor hem geweest. Was dit de leugen van Atlas? Dat de kevers waarvoor de anderen hem al die tijd hadden beschermd hem helemaal geen kwaad wilden doen?

Toen drong het pijnlijke besef tot hem door dat dit het einde was. Zelfs als het hem zou lukken om achter de waarheid te komen, dan nog zou het te laat zijn. Hij kon nooit meer naar het leven terugkeren.

‘Atlas,’ fluisterde hij. Stilte.

De directeur was alleen. Hij keek naar de grijze muur, zijn zicht was onscherp.

Toen stapte hij de lift in. Vroeg in de ochtend stierf de directeur in zijn woning bij het meer.



21 ans, Liège

Alicia Kempeneers

Les fourmis

L'Homme est bête.

Cette évidence me glace le sang. Chaque jour un peu plus, elle me prend à la gorge, serpentant dans mes nuits et s'insinuant dans mes jours, me susurrant cette sentence de sa langue de vipère.

Ces 7 dernières années, j'ai assisté chaque jour au même affligeant spectacle. Tous les matins, à sept heures tapantes, l'immeuble d'en face s'anime. Les paupières des fenêtres s'écarquillent et les portes baillent. S'en échappent de petites bonnes femmes et de petits bonshommes fiers et propres sur eux. Cette parade de cafards se dirige d'un pas assuré, le regard hautain, vers l'abribus non loin de là. Commence alors une ridicule joute de regards. Les uns scrutent du coin de l'œil les autres, tels des chiens de faïence en toc. Qu'il pleuve, qu'il vente ou qu'il neige, je les vois jouer ce ridicule numéro de cirque. Tous les jours ils adressent ce petit regard supérieur et rempli de dédain à l'encontre de leurs compagnons de route. Pas un mot, pas un sourire, pas un partage de parapluie. Rien que cet air suffisant de paon sur leurs visages.

A mes yeux pourtant, tous sont pareils. De tristes petites mouches collées au pare-brise d'une voiture en marche, incapables de bouger, les ailes élimées par la poussière. Ils revêtent tous cette parure sombre d'oiseau de mauvais augure. Leurs petites chaussures bien cirées trottinent sur le sol tandis que leurs longs manteaux noirs me rappellent le pelage de fouines.

Ma vie entière j'ai étudié les animaux. J'ai observé avec passion toutes sortes d'espèces, allant de la plus élémentaire à la plus complexe. Pas une de ces formes de vie ne m'a pour autant laissé indifférent. Au tout premier rang de ce que la nature avait de plus surnaturel, j'ai assisté, émerveillé, à la venue au monde miraculeuse d'âmes tantôt poilues, ailées ou écaillées. Je fus le témoin direct de l'alchimie féérique du ciel et de la terre durant les moussons. J'ai perçu plus d'une fois l'hypnotisant spectacle de la saison des amours et ai eu l'honneur d'assister aux enchantements lyriques des impressionnantes sirènes bleues des océans.

Aussi loin que remonte ma mémoire d'enfant, je me vois passer des heures, des jours et même des nuits à scruter mon jardin à travers les rideaux entrouverts. Fasciné par la vie secrète de mes fougères, par leurs murmures sourds et leurs danses mystérieuses, je guettais le moindre froissement du rideau de maïs bordant mon jardin.

Tapi et aux aguets dans l'ombre de ma chambre, je veillais jusqu'à l'arrivée d'artistes indécis et capricieux qui réclamaient une audience pour daigner pointer le bout de leurs museaux.

Une fois l'agitation humaine réduite au silence, ce long entracte prenait fin pour laisser place à l'enchantement de ces instants hors du temps. Ces magiciens sans artifices n'avaient jamais de programme, jamais rien prévu, pas même leur présence. Cependant les jours de chance, sur la pointe furtive de leurs pattes, campagnols, belettes ou her-

mines, apparaissaient de derrière leurs épis. Joyeusement, ces acrobates des dernières heures se prenaient au jeu de ma balançoire, improvisaient numéro sur numéro sans jamais montrer le moindre trac. De temps à autre, le fin museau de feu de maître renard pouvait percer le rideau de maïs et venir se joindre à la ronde qui prenait alors vite fin. Je n'oublierai d'ailleurs jamais mon excitation la première fois que j'ai aperçu ce petit prince des jardins.

J'aimais les animaux. Cette folle histoire d'amour entre moi et la faune sauvage dura toute une vie et toute une carrière d'éthologue. Une vie de voyages et de recherches sur les sociétés animales, leurs formes de cultures et leurs intelligences multiples. Une vie dédiée à comprendre les mystères de la nature, dédiée à apprendre son langage pour mieux l'abreuver d'admiration.

Cette passion avait cependant son revers. Je ne voulais pas l'admettre au début, mais plus j'en apprenais sur la vie animale, plus j'étais dérouté par celle que la société humaine me faisait mener. Je ne me reconnaissais que de moins en moins dans les codes sociaux et moraux de notre civilisation. Certains de mes collègues m'avaient bien mis en garde, me disaient que j'allais trop loin, que j'oubliais qui j'étais. Un homme.

Ils ont tout d'abord cru que c'était un burn-out, puis de la sénilité. J'aurais préféré, cela aurait été plus facile à expliquer. Expliquer pourquoi je ne parlais plus, pourquoi je passais des nuits entières à fixer des terrariums, pourquoi je m'isolais et ne m'alimentais plus, pourquoi je

disparaissais des jours entiers sans donner de nouvelles et surtout pourquoi je me terrais dans une solitude toujours plus grande.

Mais ce qui se tramait au fond de moi était pire qu'un simple burn-out. Le sens que je trouvais dans mes recherches, dans mes études, je le perdais dans ma vie. Je ne trouvais plus ma place. Il y avait trop de monde, trop d'agitation, trop de superficialité, trop de trop. Il m'arrivait de m'asseoir derrière la même fenêtre que celle qui avait encadré mes rêves d'enfant et d'observer silencieusement mon jardin. Celui-ci avait bien changé. Avec les années, le rideau de maïs était définitivement tombé et avait laissé place à un décor cimenté grouillant de cols blancs.

C'est à cette époque que j'ai observé pour la première fois ces petites fourmis zélées.

Ces saletés de fourmis blanches ont commencé à se répandre autour de moi et à grignoter les maisons voisines. Ces saletés de bêtes grouillantes se sont peu à peu reproduites et multipliées, ont corrompu la faune locale jusqu'à venir au seuil de ma maison. Un matin d'automne, ces fourmis charpentières se sont attaquées à mes fondations. Elles se sont approprié ma maison en achetant mes enfants et mon toit.

Je me suis alors retrouvé propulsé ici, dans ce mouvoir pour vieux, sans avoir mon mot à dire. Sous prétexte de me soigner, ils m'ont enfermé loin de tout ce qui m'était encore cher.

Si la civilisation humaine a bien gardé un seul aspect de la vie sauvage c'est bien son manque d'égard pour la

vieillesse. Tout ce qui n'a plus d'utilité pour le groupe n'est plus bon à rien. A quoi bon encore s'encombrer de vieilles brebis galeuses?

Voilà sept ans que je suis enfermé dans cette chambre. Une pièce avec une fenêtre qui a tout d'une télévision. Pas une touche de vert, pas un arbre pour chatouiller le ciel. Rien que du gris partout. Du gris dehors, du gris dedans, du gris dans mon miroir et dans ma tête. Plus un seul oiseau pour me réveiller le matin, plus un seul animal pour me tenir compagnie, même ceux de mes souvenirs commencent à s'éteindre. La nature n'a plus sa place ici, même ma mort est refusée à l'entrée.

J'ai dû troquer les rondes joyeuses de mes renards, de mes chouettes et de mes campagnols pour le numéro fatigué de cet animal domestiqué qu'est l'homme.

J'ai vu cette bestiole se contorsionner chaque jour un peu plus pour entrer dans un moule de conformité. L'humain se transforme chaque jour plus en une obéissante petite fourmi ouvrière. Tous les matins, réglées comme des horloges, ces bestioles se hâtent, sans égard les unes envers les autres. Et chaque soir, elles rentrent en portant sur leurs épaules le poids de leurs faux-semblants.

Voilà à quoi était réduite cette humanité tant louée pendant des siècles. Guidé par des forces le surpassant, sans vouloir l'admettre, l'humain n'est plus guère qu'un insecte ennuyant, fier et destructeur. Et aujourd'hui, non contentes de me déloger, ces saloperies de fourmis me forcent à les voir à l'œuvre.

Je hais ces fourmis.

Je les déteste, et j'en fait une obsession malade. Sans plus prendre la peine de me camoufler derrière un rideau, je passe mes journées à les observer, à les analyser et à les médire. J'alimente chaque jour davantage le feu de ma rancœur, ne sachant de toute manière plus pour quelle autre raison vivre.

Ce matin ne fait pas exception à la règle. Dès l'instant où les éclairages publics succombent au sommeil, je suis là. Assis devant mon écran de verre, j'observe les ténèbres se retirer sous terre et la lumière redonner couleur aux chats gris.

Cependant, ce matin ma rancœur n'a pas grand-chose à se mettre sous la dent. Pas une fourmi dans les rues. Je jette un coup d'œil à ma montre, peut-être me suis-je réveillé trop tôt? Ou bien est-on dimanche? J'attends.

Les minutes passent, mais toujours personne. Ce n'est que lorsqu'une infirmière m'apporte mon petit déjeuner que j'ai l'occasion de constater que l'humanité n'a pas disparu durant mon sommeil.

La jeune femme s'approche et dépose un plateau à côté de moi. Ce matin pourtant, je suis moins intrigué par l'infect menu qui m'est servi que par le visage de cette fourmi en tablier blanc.

— Pourquoi vous portez un masque? grogné-je

— Bonjour à vous aussi monsieur, dit-elle gaiement, sa voix étouffée par le tissu. C'est une mesure contre le virus.

— Quel virus? demandé-je_sèchement

Je devine le visage de mon interlocutrice troublé alors que ses yeux tentent d'esquisser un sourire.

— Oh mais quel chanceux vous faites mon petit monsieur ! On ne parle plus que de cela au JT. Le pays est confiné, il y a un virus très dangereux qui rôde.

Comme si je regardais la télévision. Il y a belle lurette que je ne vois plus l'intérêt de ces contes de fourmis, trop redondants et insignifiants à mon goût. Pas que ma fenêtre soit plus intéressante, mais elle est moins déconnectée du monde extérieur. Qui plus est, je n'attends plus rien de ce monde. Je considère y avoir fait mon temps et mes armes, tous deux lors d'autres batailles. Et même si cette planète continue de m'étonner avec de telles surprises, c'est beaucoup d'efforts pour peu de résultat.

Avant de continuer sa tournée, l'infirmière m'explique rapidement la situation et ce qu'il en est de ce virus ayant obligé l'entièreté de la planète à rester chez elle.

D'abord le dédain, puis maintenant un virus mortel, je commence à croire que l'humanité cherche sa perte. Pas que cela m'affecte, mais j'aurais espéré un peu plus de panache de la part de ce « fameux » homo sapiens. Mais non, l'histoire retiendra que l'hégémonie de l'Homme aura été défaite par un autre virus aussi asphyxiant et cupide que lui, mais ayant su se montrer plus fort.

Les heures passent, silencieuses et solitaires. Toujours assis devant ma fenêtre, je guette. Un signe, un bruit,... j'ignore quoi, mais je guette.

Au bout de quelques heures, je n'en peux plus. Je perçois qu'une partie de moi s'agite : c'est ma rancœur. Le silence et l'absence des fourmis ont mis de l'huile sur mon feu intérieur.

Je n'ai plus la patience ni l'envie de rester à ma fenêtre. Il n'y plus rien à voir ni à espérer de cette espèce. L'homme est un tyran immature qui fuit devant ses devoirs naturels. Aujourd'hui plus que jamais, j'ai honte d'être humain. Honte de descendre de cette espèce qui a réduit en esclavage tout ce qui était différent de lui, honte d'appartenir à une civilisation appâtée par le gain pour satisfaire son ego. Notre histoire est construite sur des mythes ayant grignoté notre bon sens.

Au fond, je suis aussi un virus ! Je ne vaudrais pas mieux que tous ceux que je critique. Je me suis également détaché de tous les miens, les ai laissés seuls, abandonnés, comme on me laisse seul aujourd'hui. Et que je le veuille ou non, je suis né dans ce corps et bientôt mourrai dans ce corps, seul en silence et enfermé.

C'en est trop pour moi ! À cette dernière pensée ma rancœur s'enflamme à nouveau et sa fumée me monte à la tête. Brûlant de rage, je jette mon plateau au sol dans un fracas brisant le silence vertigineux m'entourant. J'ai envie de hurler bien que mon corps ne le puisse plus. Cette frustration, cette colère, cette rage, tous ces sentiments me font défaillir. Dans un douloureux effort, je me dirige

vers mon lit en titubant. Je sens la terre se dérober sous mes pieds. Mes bras battent l'air, ils tentent vainement de s'accrocher à des cordes invisibles. Je vois flou, puis soudain, plus rien.

Juste du vert.

Mes paupières s'ouvrent sur une forêt. Une forêt belle et luxuriante, vivante des cris d'animaux. Je suis debout au milieu de cet océan vert, les pieds dans la boue. Je respire profondément l'odeur douce et boisée de l'humus mêlée à celle des nuages chargés de pluie. Ma bouche est pâteuse et mes membres las, mais malgré cela, j'esquisse un sourire. Cette forêt je m'en souviens, j'y ai passé des mois il y a de cela des dizaines d'années. Je me rappelle y avoir côtoyé de grands singes, des oiseaux aux couleurs vibrantes et des insectes fabuleux. Je me sens à nouveau chez moi, apaisé. Je fais quelques pas hasardeux et observe les alentours. Au détour d'un tronc, je découvre les empreintes de pas d'un grand cousin. Plus loin quelques coques de fruits jonchent le sol. Et, en y regardant de plus près, je découvre un nid d'oiseaux échoué dans les mousses. Je lève les yeux pour tenter de voir d'où il a pu chuter. Mais alors que je cherche l'origine du drame, mon attention est attirée par deux branches enlacées.

Dans une ferme et à la fois tendre embrassade, ces deux branches aux longues mains vertes s'entrelacent. Leurs phalanges translucides étroitement liées semblent ne plus faire qu'un entre elles. Intrigué par ces mains tendues, je me penche vers elles. Leur étreinte est si forte que l'on

peut y voir fourmiller la sève. Fasciné, je me rapproche davantage, jusqu'à parvenir à discerner le cœur même de cet écrivain...

...De la musique?

Une main est posée sur mon poignet. Je suis allongé par terre, sur mon flanc. Mon infirmière, toujours masquée, est accroupie à mes côtés et secoue doucement ma main.

— Ça va monsieur? me demande-t-elle inquiète, Vous nous avez fait peur !

Je ne réponds pas, la tête encore embrumée. La voix douce de mon infirmière me parvient étouffée par un bruit que je n'arrive à identifier. Où suis-je? Ai-je perdu l'ouïe? Que m'arrive-t-il?

Je sens les mains de la jeune femme passer dans mon dos pour m'aider à me relever. Je m'appuie sur elle alors qu'elle me guide jusqu'à ma fenêtre. Mon corps engourdi s'écroule lourdement sur mon fauteuil me permettant de regagner peu à peu mes esprits. C'est alors seulement que je réalise ce à quoi je suis en train d'assister.

L'immeuble d'en face, entre-temps plongé dans la nuit, écarquille maintenant les yeux, tout comme moi. Aux balcons, se tiennent des petites bonnes femmes et des petits bonshommes, un verre à la main. Oscillant encore entre réalité et songe, je pense être mal réveillé. Devant mes yeux ébahis, dans une ronde joyeuse et chantante, dansent les fourmis ayant trimé toutes ces années. Elles

ont ouvert tout grand leurs rideaux et apparaissent en pleine lumière. Emmitouffées dans les couvertures chatoyantes, elles réchauffent le silence de la rue de leur voix pleine d'espoir. Elles chantent leur gratitude envers toutes les fourmis trimant dans les fourmilières hospitalières.

Ahuri par ce spectacle, je me lève et m'appuie contre la fenêtre et, toujours dans un état proche de l'hypnose, J'ouvre l'écran vitré qui m'enfermait dans ma grisaille. Je me penche fébrilement dehors. Un air frais s'engouffre avec vigueur dans mes poumons et me caresse avec tendresse la peau du visage. Je me laisse envahir par cette atmosphère chaleureuse et bienveillante. Mon feu intérieur s'éteint doucement et fait place à un calme étrange, une sérénité nouvelle et apaisante.

Mon infirmière me rejoint à la fenêtre.

— Alors, les voisins font trop de bruit maintenant? dit-elle en souriant.

Incapable de lui répondre, je me retourne vers elle, le visage trempé de larmes. À cette vue, elle s'affole.

— Qu'y a-t-il monsieur? Vous avez mal quelque part? s'inquiète-t-elle en me saisissant par le coude.

— Les fourmis... ce sont les fourmis qui maintenaient les feuilles ensemble...

Alicia Kempeneers

De mieren

Uit het Frans vertaald door
Gertrud Maes

De mens is dom.

Dat is een bloedstollende waarheid. Iedere dag grijpt dat feit me een beetje meer bij de strot, kronkelt door mijn nachten, glipt mijn dagen binnen en fluistert me die zin in, met zijn addertong.

De laatste zeven jaar was ik dagelijks toeschouwer van hetzelfde trieste toneel. Iedere ochtend, precies om zeven uur, komt het gebouw hiertegenover tot leven. De oogleden van de ramen gaan open en de deuren gapen. Er glippen vrouwtjes en mannetjes uit, fier en keurig in het gareel. Die kakkerlakkenoptocht begeeft zich met vastberaden pas en hooghartige blik naar het bushokje even verderop. Dan begint er een belachelijke wedstrijd in blikwerpen. Vanuit ooghoeken wordt er naar elkaar geloerd, als snoevers die elkaar zwijgend uitdagen. Of het nu regent, waait of sneeuwt, ik zie ze hun belachelijke circusnummer opvoeren. Iedere dag werpen ze arrogante, minachtende blikken op hun reisgenoten. Geen woord, geen lachje, geen gedeelde paraplu. Enkel en alleen die verwaande pauwenuitdrukking op hun gezicht.

Toch zijn ze in mijn ogen allemaal hetzelfde. Treurige vliegjes die tegen de voorruit van een rijdende auto zitten geplakt, niet bij machte om te bewegen, hun vleugels versleten door het stof. Allemaal zijn ze gekleed in het sombere pak van een ongeluk brengende vogel. Hun glanzend gepoetste schoentjes trippelen over de stoep, terwijl

hun lange, zwarte jassen me doen denken aan de vacht van een steenmarter.

Mijn hele leven heb ik dieren bestudeerd. Liefdevol heb ik allerlei soorten onderzocht, van de eenvoudigste tot de meest ingewikkelde. Geen van die levensvormen liet me onverschillig. Met mijn neus boven op het allernatuurlijkste van de natuur bekeek ik verrukt de wonderbaarlijke geboorte van zielen die behaard, gevleugeld of geschubd ter wereld kwamen. Ik was ooggetuige van de betoverend mooie chemie van de hemel en de aarde tijdens de moessons. Meer dan eens had ik de eer toeschouwer te zijn bij het fascinerende schouwspel in de paartijd en mocht ik het hartveroverende gezang van de indrukwekkende, blauwe sirenia van de oceanen bijwonen.

Zo ver als mijn geheugen teruggaat, zie ik mezelf als kind al uren, dagen en zelfs nachten door de kier tussen de gordijnen mijn tuin afspeuren. Gefascineerd door het verborgen leven van mijn varens, door hun stille gefluister en hun geheimzinnige dans, wachtte ik op het kleinste geknisper van het maisgordijn aan de rand van mijn tuin.

Weggedoken en waakzaam in de beschutting van mijn kamer bleef ik alert op de komst van de besluiteloze, wispelturige artiesten, die zich alleen verwaardigden het puntje van hun snuit te laten zien als er publiek was.

Pas als de menselijke drukte was weggeëbd en het stil was geworden, eindigde het lange intermezzo om plaats te maken voor die betoverende momenten buiten de tijd. De

goochelaars zonder trucs hadden nooit een programma, hadden niets van tevoren bedacht, zelfs hun aanwezigheid niet. Maar op geluksdagen verschenen op kousenpootjes woelmuizen, wezels of hermelijnen vanachter hun stengels. Vrolijk begonnen die nieuwbakken acrobaten aan hun spel met mijn schommel, steeds bedachten ze nieuwe toeren, zonder ooit enige plankenkoorts te tonen. Soms kon ineens de slanke rode snuit van meester vos door het maisgordijn steken en meedoen met de rondedans, die dan al vlug was afgelopen. Ik zal trouwens nooit mijn opwinding vergeten toen ik die kleine tuinprins voor het eerst ontwaarde.

Ik hield van dieren. Die hartstochtelijke liefdesgeschiedenis tussen mij en de wilde dierenwereld duurde een leven lang en een hele carrière als diergedragskundige. Een leven van reizen en onderzoek naar diergemeenschappen, hun vormen van cultuur en hun verschillende soorten intelligentie. Een leven gewijd aan het doorgronden van de geheimen van de natuur, gewijd aan het leren van haar taal, om uitbundig uiting te kunnen geven aan mijn bewondering.

Toch had die passie een keerzijde. In het begin wilde ik het niet toegeven, maar naarmate ik meer leerde over het dierenleven, raakte ik meer van slag van het leven dat de menselijke samenleving me opdroeg. Ik herkende me steeds minder in de sociale en morele codes van onze beschaving. Sommige collega's hadden me gewaarschuwd,

zeiden dat ik te ver ging, dat ik vergat wie ik was. Een mens.

Eerst dachten ze dat het een burn-out was, en daarna dementie. Dat eerste zou ik liever gehad hebben, dat zou makkelijker uit te leggen zijn geweest. Uitleggen waarom ik niet meer sprak, waarom ik nachten lang naar terraria staarde, waarom ik me afzonderde en niet meer at, waarom ik hele dagen verdween zonder iets van me te laten horen, en vooral waarom ik me begroef in een steeds grotere eenzaamheid. Maar wat er diep bij mij vanbinnen gebeurde was erger dan een gewone burn-out. De betekenis die ik vond in mijn onderzoeken, in mijn studies, verloor ik in mijn leven. Daar vond ik mijn plaats niet meer. Er waren te veel mensen, er was te veel drukte, te veel oppervlakkigheid, te veel van alles. Ik ging weleens bij hetzelfde raam zitten dat mijn kinderdromen had omlijst en keek in stilte naar mijn tuin. Die was flink veranderd. Met de jaren was het maisgordijn definitief gevallen en had het plaatsgemaakt voor een decor van cement waar het wemelde van de witte boorden.

In die periode zag ik voor het eerst die ijverige, kleine miertjes.

Die smerige witte mieren begonnen zich om me heen te verspreiden en aan de buurhuizen te knabbelen. Die smerige, wriemelende beestjes plantten zich geleidelijk voort en vermeerderden zich, tastten de lokale fauna aan en kwamen zelfs tot bij mij op de stoep. Op een ochtend in de herfst vielen timmermansmieren mijn fundering aan. Ze eigenden zich mijn huis toe, door mijn kinderen en mijn dak te kopen.

Toen bevond ik me ineens hier, in dit sterfhuis voor bejaarden, zonder dat ik er zelf iets over te zeggen had. Onder het mom me te verzorgen sloten ze me op, ver van alles wat me nog dierbaar was.

Als de menselijke beschaving één aspect van het leven in het wild heeft behouden, is het wel het gebrek aan eerbied voor de ouderdom. Alles wat geen nut meer heeft voor de groep, is nergens goed meer voor. Waarom zou je je dan belasten met schurftige schapen?

En dus zit ik al zeven jaar opgesloten in deze kamer. Een kamer met een raam dat alles weg heeft van een televisie. Geen plukje groen, geen boom die de hemel streelt. Niets anders grijs alom. Grijs buiten, grijs binnen, grijs in mijn spiegel en in mijn hoofd. Niet één vogel meer om me 's ochtends wakker te maken, niet één dier meer om me gezelschap te houden, zelfs de dieren in mijn geheugen beginnen te vervagen. Hier is geen plaats meer voor de natuur, zelfs mijn dood is bij de ingang geweigerd.

Ik heb de vrolijke rondedans van mijn vossen, mijn uilen en mijn woelmuizen moeten inruilen voor het futloze nummer van dat getemde dier: de mens. Ik heb dat beestje zich iedere dag meer in bochten zien wringen om te passen in een mal voor eenheidsworst. De mensheid verandert met de dag meer in een gehoorzaam werkmiertje. Iedere ochtend, je kunt de klok erop gelijkzetten, haasten die beestjes zich op weg, zonder respect voor elkaar. En iedere avond komen ze terug, met op hun schouders de last van hun huichelarij.

Dat was er dus over van de mensheid, waar eeuwenlang zo hoog van werd opgegeven. Gestuurd door krachten die hem te boven gaan, is de mens, zonder het te willen toegeven, nauwelijks nog meer dan een trots, vervelend, vernielzuchtig insect. En tegenwoordig dwingen die smerige mieren me – me mijn huis uitzetten vonden ze niet genoeg – hen aan het werk te zien.

Ik haat die mieren.

Ik verafschuw ze en heb een ziekelijke obsessie met ze. Zonder nog de moeite te nemen me achter een gordijn te verbergen, breng ik mijn dagen door met ze te observeren, te analyseren en op ze af te geven. Iedere dag voed ik het vuur van mijn wrok, ik zou trouwens ook niet weten waar ik anders nog voor zou leven.

Vanochtend is geen uitzondering op de regel. Zodra de straatverlichting door slaap overmand wordt, ben ik er. Zittend voor mijn glazen scherm kijk ik hoe het duister zich terugtrekt in de grond en het licht weer kleur geeft aan de grauwe katjes.

Niettemin is er vanochtend weinig om mijn wrok te voeden. Geen mier op straat. Ik werp een blik op mijn horloge, ben ik misschien te vroeg wakker geworden? Of is het zondag? Ik wacht.

Minuten verstrijken, maar nog steeds niemand. Pas als een verzorgster me mijn ontbijt komt brengen, kan

ik constateren dat de mensheid niet is verdwenen terwijl ik sliep.

De jong vrouw komt naar me toe en zet een dienblad naast me neer. Maar vanochtend ben ik minder geïntrigeerd door het vieze eten dat me wordt gebracht dan door het gezicht van deze mier in wit schort.

‘Waarom draag je een masker?’ grom ik.

‘Ook goedemorgen, meneer,’ zegt ze vrolijk, met een stem die wordt gesmoord door de stof. ‘Dat is een maatregel tegen het virus.’

‘Welk virus?’ vraag ik kortaf.

Ik meen verwarring te zien op het gezicht van mijn gesprekspartner, terwijl haar ogen even lachen.

‘Wat bent u een geluksvogel, meneertjelief! Op het nieuws gaat het alleen nog maar daarover. Het land is in lockdown, er waart een heel gevaarlijk virus rond.’

Alsof ik televisie zou kijken. Het is al een eeuwigheid geleden dat ik enig belang hechtte aan die mierenpraatjes, te wijdlopig en onbeduidend naar mijn smaak. Niet dat mijn raam nou veel interessanter is, maar dat is minder losgekoppeld van de buitenwereld. Bovendien verwacht ik niets meer van deze wereld. Ik ben van mening dat ik mijn tijd er heb uitgediend, met andere wapens en in andere gevechten. En ook al blijft deze planeet me verbazen met dit soort verrassingen, je inspannen loont niet. Voordat ze verder gaat met haar ronde vertelt de verzorgster me vlug over de toestand en hoe het zit met dat virus, waardoor de hele planeet verplicht thuis moet blijven.

Eerst laatlundkend doen, en nu een dodelijk virus, ik begin te geloven dat de mensheid op zoek is naar zijn ondergang. Niet dat het me schokt, maar ik zou van die fameuze homo sapiens een beetje meer allure hebben verwacht. Niet dus, in de geschiedenis zal blijven hangen dat er een einde kwam aan de hegemonie van de mens door een ander virus dat even verstikkend en hebzuchtig was als hij, maar dat sterker bleek.

De uren verstrijken, stil en eenzaam. Ik zit nog steeds voor mijn raam en wacht. Een teken, een geluid... ik weet niet waarop, maar ik wacht.

Na een paar uur houd ik het niet meer uit. Ik voel dat een deel van mij zich roert: mijn wrok. De stilte en de afwezigheid van de mieren hebben olie op mijn innerlijk vuur gegooid.

Ik heb niet meer het geduld en ook niet de lust om nog voor mijn raam te blijven zitten. Er valt niets meer te zien of te verwachten van deze soort. De mens is een onvolwassen tiran, die zijn natuurlijke verplichtingen ontloopt. Vandaag schaam ik me meer dan ooit voor mijn menszijn. Schaamte omdat ik afstam van deze soort, die alles wat anders was dan hijzelf aan zich heeft onderworpen, schaamte omdat ik behoort tot een beschaving die zich laat lokken door winstbejag om het eigen ego te bevredigen. Onze geschiedenis is gebouwd op mythes die ons gezonde verstand hebben aangetast.

Feitelijk ben ik ook een virus! Ik ben geen haar beter dan al diegenen die ik bekritiseer. Ik heb me ook losgemaakt van mijn hele familie, ik heb ze alleen gelaten, in

de steek gelaten, zoals zij mij nu alleen laten. En of ik het wil of niet, ik ben in dit lichaam geboren en zal spoedig in dit lichaam sterven, eenzaam in stilte en opgesloten.

Dat is me al te erg! Bij die laatste gedachte vlamt mijn wrok op en de rook stijgt me naar het hoofd. Brandend van woede smijt ik mijn dienblad op de grond, in een geraas dat de duizelingwekkende stilte om me heen verbreekt. Ik zou het willen uitschreeuwen, maar dat kan mijn lichaam niet meer. Frustratie, woede, razernij, al die gevoelens benemen me mijn krachten. Ik doe een pijnlijke poging om naar mijn bed te wankelen. Mijn armen zwaaien door de lucht, ze proberen tevergeefs niet bestaande touwen vast te grijpen. Ik zie vaag, en dan plotseling, niets meer.

Alleen maar groen.

Mijn ogen gaan open en zien een bos. Een mooi, weelderig bos, vol dierengeluiden. Ik sta midden in deze groene zee, met mijn voeten in de modder. Diep adem ik de zachte bosgeur in van humus vermengd met de geur van wolken die zwaar zijn van de regen. Mijn mond is plakkerig en mijn ledematen moe, maar desondanks glimlach ik even. Dit bos herinner ik me, tientallen jaren geleden heb ik er maanden doorgebracht. Ik herinner me dat ik in aanraking kwam met grote apen, met vogels in schitterende kleuren en met kolossale insecten. Ik voel me weer thuis, vredig. Op goed geluk zet ik een paar stappen en ik bestudeer de omgeving. Achter een boomstam ontdek

ik de pootafdrukken van een grote neef. Verderop liggen fruitschillen. En als ik van dichterbij kijk, zie ik een vogel-nestje dat in het mos is gevallen. Ik kijk omhoog om te zien waar het vandaan is gekomen. Maar terwijl ik naar de oorsprong van het drama zoek, wordt mijn aandacht getrokken door twee met elkaar verstrengelde takken.

In een stevige en toch tedere omhelzing houden die twee takken met lange groene handen elkaar omvat. De licht doorlatende kootjes, die hecht met elkaar zijn verbonden, lijken een geheel te vormen. Geïntrigeerd door die uitgestrekte handen buig ik me naar ze toe. Hun omhelzing is zo krachtig dat je het plantensap kronkelend kunt zien stromen. Gefascineerd kom ik nog dichterbij, tot ik zelfs in het hart van dit schatkistje kan kijken...

...Muziek?

Er wordt een hand op mijn pols gelegd. Ik lig op de grond, op mijn zij. Mijn verzorgster, nog steeds met een masker op, zit gehurkt naast me en schudt zachtjes aan mijn hand.

‘Gaat het, meneer?’ vraagt ze bezorgd. ‘U heeft ons laten schrikken!’

Ik geef geen antwoord, mijn hoofd is nog mistig. De zachte stem van mijn verzorgster klinkt gedempt in mijn oren door een geluid dat ik niet kan thuisbrengen. Waar ben ik? Ben ik mijn gehoor kwijt? Wat is er met me aan de hand?

Ik voel de handen van de jonge vrouw op mijn rug om me overeind te helpen. Ik leun op haar als ze me naar mijn raam brengt. Mijn verdoofde lichaam valt zwaar in mijn

leunstoel en gaandeweg kom ik weer bij mijn positieven. En dan pas dringt tot me door waar ik getuige van ben.

Het gebouw aan de overkant, dat intussen in het donker ligt, spert de ogen open, net als ik. Op de balkons staan vrouwtjes en mannetjes, met een glas in de hand. Nog schommelend tussen werkelijkheid en droom denk ik dat ik niet goed wakker ben. Voor mijn verbaasde ogen zijn de mieren, die al die jaren hebben geploeterd, vrolijk aan het dansen en zingen. Ze hebben hun gordijnen wijd opengeschoven en verschijnen in het volle licht. Gewikkeld in kleurrijke dekens verwarmen ze de stilte van de straat met hun stemmen waarin hoop klinkt. Ze zingen uit dankbaarheid voor de mieren die ploeteren in de ziekenmierenhopen.

Verbijsterd door dit schouwspel sta ik op en leun ik tegen het raam, en nog steeds in een aan hypnose verwante toestand open ik het glazen scherm dat me opgesloten hield in mijn grauwheid. Ik buig me koortsachtig naar buiten. Een laag frisse lucht dringt krachtig mijn longen binnen en streelt teder de huid van mijn gezicht. Ik laat de sfeer van hartelijkheid en welwillendheid over me komen. Mijn innerlijk vuur dooft zachtjes uit en maakt plaats voor een vreemde kalmte, een nieuwe, vredige sereniteit.

Mijn verzorgster komt bij me staan bij het raam.

‘Maken de buren nu te veel herrie?’ vraagt ze met een lach.

Ik ben niet in staat haar antwoord te geven, maar draai me naar haar toe, mijn gezicht nat van de tranen. Van die aanblik schrikt ze.

‘Wat is er, meneer? Heeft u ergens pijn?’ vraagt ze bezorgd terwijl ze me bij de elleboog pakt.

‘De mieren... het zijn de mieren die de bladeren bij elkaar hielden...’

Alicia Kempeneers

Die Ameisen

aus dem Französischen von
Tatjana Marwinski

Der Mensch ist dumm.

Diese Erkenntnis lässt mich erstarren. Jeden Tag schnürt sie mir den Hals etwas enger zu, kriecht durch meine Nächte, schleicht durch meine Tage und raunt mir spitzzünftig diesen Satz ins Ohr.

In den letzten sieben Jahren musste ich mir Tag für Tag dieses erbärmliche Schauspiel ansehen. Jeden Morgen um Punkt sieben Uhr erwacht das Hochhaus gegenüber aus dem Schlaf. Die Lider der Fenster öffnen sich und die Türen gähnen. Daraus enteilen Männlein und Weiblein, selbstzufrieden und adrett. Diese Kakerlaken-Parade stolziert zielsicher und hochnäsiger zur nächsten Bushaltestelle. Sofort werden lächerlich feindselige Blicke gewechselt. Aus den Augenwinkeln betrachtet jeder misstrauisch den Anderen. Egal ob es regnet, windet oder schneit, bei jedem Wetter beobachte ich sie bei diesen lächerlichen Spielchen. Jeden Tag werden die Weggefährten mit diesem überheblichen, verächtlichen Blick bedacht. Es fällt kein Wort, man schenkt sich kein Lächeln, man leiht keinen Regenschirm aus. Es gibt nur diesen süffisanten, pfauenhaften Gesichtsausdruck.

In meinen Augen jedoch sind sie alle gleich. Traurige kleine Fliegen, die an der Windschutzscheibe eines fahrenden Autos kleben, unfähig sich zu bewegen, die Flügel vom Staub zerrieben.

Sie tragen alle das dunkle Kleid der Unglücksvögel. Sie trippeln daher in ihren kleinen sauber geputzten Schu-

hen, und in ihren langen Mänteln erinnern sie mich an pelzige Marder.

Ich habe mein Leben lang die Tiere studiert. Ich habe mit Hingabe allerhand Arten beobachtet, von den primitivsten bis zu den entwickeltsten. Keine davon hat mich kalt gelassen. An aller ersten Stelle dessen, was die Natur an Übernatürlichem zu bieten hat, war es, der Geburt von allerlei pelzigen, gefiederten oder schuppigen Wesen beizuwohnen. Ich wurde Zeuge der magischen Alchemie des Himmels und der Erde in der Monsunzeit. Mehr als einmal habe ich das hypnotische Schauspiel der Balz beobachtet und hatte die Ehre dem lyrischen und zauberhaften Gesang der grandiosen blauen Sirenen des Meeres zu lauschen.

Soweit ich in meine Kindheit zurückdenken kann, sehe ich mich Stunden, Tage, ja Nächte damit verbringen, den Garten durch den Spalt zwischen den Gardinen zu beobachten. Fasziniert vom geheimen Leben meiner Farne, ihrem leisen Raunen, ihren mysteriösen Tänzen, entging mir nicht auch nur die kleinste Bewegung des Maisstaudenvorhangs am Rande meines Gartens.

In der Dunkelheit meines Zimmers lag ich auf der Lauer, harrte der unentschlossenen und kapriziösen Künstler, die auf ein Publikum bestanden, um ihre Nasenspitze zu zeigen.

Wenn die menschliche Geschäftigkeit sich gelegt hatte, nahm diese lange Unterbrechung ein Ende und

wich dem Zauber jener Momente außerhalb der Zeit. Diese Magier arbeiteten ohne Tricks, sie hatten niemals ein Programm, hatten niemals etwas vorgesehen, noch nicht einmal ihre Anwesenheit. An manchen Glückstagen schlichen Schermäuse, Wiesel und Hermine auf leisen Sohlen hinter den Kolben hervor. Fröhlich kamen diese Akrobaten der späten Stunde mit meiner Schaukel ins Spiel, improvisierten eine Kunstnummer nach der anderen ohne jegliches Lampenfieber. Ab und an lugte die spitze, feurige Schnauze von Reinecke Fuchs hinter dem Vorhang hervor, um sich der Runde anzuschließen, die sich dann jedoch schnell auflöste. Niemals werde ich vergessen, wie aufgeregt ich war, als ich zum ersten Mal diesen kleinen Prinzen der Gärten erblickte.

Ich liebte die Tiere. Diese leidenschaftliche Liebesgeschichte zwischen mir und den wilden Tieren hat mich im Übrigen mein Leben lang begleitet, durch meine ganze Karriere als Verhaltensforscher hindurch. Ein Leben geprägt von Reisen, von Forschungen über das gesellschaftliche Zusammenleben der Tiere, ihre diversen kulturellen Erscheinungsformen und die vielfältigen Zeichen ihrer Intelligenz. Ein Leben, das dem Verständnis der Geheimnisse der Natur gewidmet war, dem Erlernen ihrer Sprache, um sie besser bewundern zu können.

Diese Leidenschaft hatte jedoch ihre Kehrseite. Anfangs wollte ich es nicht zugeben, aber je länger ich mich mit dem Leben der Tiere befasste, desto mehr verwirrte mich die Existenz, welche die menschliche Gesellschaft mir

aufzwängte. Immer weniger konnte ich mich mit den gesellschaftlichen und moralischen Codes unserer Zivilisation identifizieren. Einige Kollegen hatten mich wohl gewarnt, hatten mir gesagt, dass ich zu weit ginge, dass ich vergäße, wer ich war. Nämlich ein Mensch.

Zuerst hielten sie es für einen Burnout, später für Altersdemenz. Das wäre mir gar nicht so unlieb gewesen, es wäre nämlich einfacher zu erklären gewesen. Erklären, warum ich nicht mehr sprach, warum ich nächtelang Terrarien anstarrte, warum ich mich abkapselte, mich nicht mehr ernährte, warum ich tagelang verschwunden blieb, ohne mich zu melden, und vor allen Dingen, warum ich mich immer mehr in meine Einsamkeit zurückzog. Was tief in mir vor sich ging, war viel schlimmer als ein simpler Burnout. Der Sinn, den ich in meiner Forschung, meinen Studien fand, kam mir in meinem eigentlichen Leben abhanden. Dort fand ich mich nicht mehr zurecht. Zu viele Menschen, zu viel Geschäftigkeit, zu viel Oberflächlichkeit, zu viel von allem. Manchmal setzte ich mich wieder an das Fenster, das meine Kindheitsträume eingerahmt hatte und betrachtete still meinen Garten. Er hatte sich sehr verändert. Im Laufe der Jahre war der Maisvorhang endgültig gefallen, um einer zubetonierten Landschaft zu weichen, die vor Weißkragen nur so wimmelte. Zu dieser Zeit habe ich zum ersten Mal diese kleinen emsigen Ameisen beobachtet.

Diese weißen Drecksameisen haben angefangen, sich um mich herum auszubreiten und die umliegenden Häuser

anzuknabbern. Diese umherkrabbelnden Drecksviecher haben sich immer weiter fortgepflanzt und vermehrt, haben die lokale Fauna verdrängt und sind bis zu meiner Schwelle vorgedrungen. Eines Morgens im Herbst haben sich diese Holzameisen an das Fundament meines Hauses herangemacht. Sie haben sich mein Haus angeeignet, indem sie meine Kinder gekauft haben und das Dach über meinem Kopf.

So bin ich ungefragt hier, in dieser Sterbeanstalt für Alte, gelandet. Unter dem Vorwand für mich zu sorgen, hat man mich hier eingesperrt, fern von allem, was mir noch lieb war.

Sollte die menschliche Gesellschaft noch irgendetwas aus ihren wilden Ursprüngen in sich tragen, dann ist es die mangelnde Achtung für das Alter. Alles, was für die Gruppe keinen Nutzen mehr hat, wird ausgesondert. Warum sollte man sich noch mit rüudigen Schafen umgeben?

Seit sieben Jahren bin ich nun in diesem Zimmer eingesperrt. Ein Raum mit einem Fenster, das an einen Fernseher erinnert. Kein bisschen Grün, keinen einzigen Baum, um den Himmel zu kitzeln. Überall nichts als grau. Grau draußen, grau drinnen, grau in meinem Spiegel und in meinem Kopf. Kein Vogel weckt mich mehr morgens, kein Tier leistet mir mehr Gesellschaft, selbst die aus meiner Erinnerung verblässen allmählich. Hier hat die Natur keinen Platz mehr, selbst meinem Tod wurde der Einlass verwehrt.

Das fröhliche Herumtollen meiner Füchse, Käuzchen und Schermäusen musste ich eintauschen gegen das müde Schauspiel des Menschen, dieses domestizierten Tieres. Ich musste mitansehen, wie dieses Tierchen sich immer mehr verbiegen musste, um konform zu sein. Jeden Tag mehr wird aus dem Menschen eine emsige, kleine, gehorsame Arbeiterin.

Jeden Morgen, zur exakt gleichen Zeit, eilen die Tierchen hin und her, ohne sich umeinander zu scheren. Und jeden Abend kehren sie zurück, die Last ihrer Lügen mit sich schleppend.

Das also ist aus dieser so hochgelobten Menschheit im Laufe der Jahrhunderte geworden. Er will es sich zwar nicht zugestehen, jedoch wird der Mensch von Kräften geleitet, die ihm längst überlegen sind, derzeit ist er nicht viel mehr als ein langweiliges, überhebliches und zerstörerisches Insekt. Und nun haben diese Drecksameisen mich nicht nur um mein Heim gebracht, sie zwingen mich auch noch dazu, ihrem Treiben beizuwohnen.

Ich hasse diese Ameisen.

Ich verabscheue sie bis zur Obsession. Ohne mich weiter hinter einem Vorhang zu verstecken, verbringe ich meine Tage damit, sie zu beobachten, ihr Verhalten zu analysieren. Sie zu schmähen. Jeden Tag mehr schüre ich meinen Groll, denn ich wüsste ohnehin nicht, wofür ich sonst leben sollte.

Der heutige Morgen macht keine Ausnahme. Sobald das Licht der Straßenlaternen einschlummert, bin ich da. Vor meinem Fensterbildschirm sitzend, sehe ich wie die Dunkelheit sich unter die Erde verkriecht und das Licht den grauen Katzen wieder Farbe verleiht.

Heute Morgen jedoch gibt es wenig, woran mein Groll sich entzünden kann. Keine einzige Ameise auf der Straße. Ich schaue auf meine Uhr, vielleicht bin ich zu früh wach geworden? Oder ist heute vielleicht Sonntag? Ich warte.

Die Minuten vergehen, niemand zeigt sich. Erst als eine Pflegerin mir mein Frühstück bringt, stelle ich fest, dass die Menschheit nicht untergegangen ist, während ich schlief.

Die junge Frau kommt und stellt das Tablett neben mir ab. Heute Morgen jedoch interessiert mich das Gesicht dieser Ameise in ihrer weißen Schürze mehr, als der Fraß den sie mir bringt.

»Warum tragen Sie eine Maske?«, grummle ich.

»Ihnen auch einen schönen guten Morgen, Monsieur!« antwortet sie fröhlich mit vom Stoff gedämpfter Stimme. Das ist eine Maßnahme gegen das Virus.«

»Was für ein Virus?«, frage ich barsch.

Obwohl ihre Augen versuchen zu lächeln, merke ich die Unsicherheit in ihrem Gesicht.

»Sie haben Glück, nichts davon zu wissen! In den Fernsehnachrichten gibt es kein anderes Thema mehr. Das Land ist im Lockdown, es ist ein sehr gefährliches Virus im Umlauf.«

Als würde ich fernsehen. Ich habe seit geraumer Zeit das Interesse an diesen Ameisenmärchen verloren, für meinen Geschmack zu wortlastig, zu unbedeutend. Nicht dass mein Fenster interessanter wäre, es ist aber näher an der Welt da draußen. Außerdem erwarte ich nichts mehr von dieser Welt. Ich bin der Ansicht, dass ich mein Leben und meine Waffen häufig genug eingesetzt habe, für noch ganz andere Kämpfe. Und auch wenn dieser Planet mich mit solchen Überraschungen immer noch ins Staunen versetzt, ist das ganze die Aufregung nicht wert. Bevor sie weitergeht, erklärt die Pflegerin mir kurz die Lage und was es mit diesem Virus auf sich hat, das die ganze Welt in die häusliche Isolation getrieben hat.

Erst der Dünkel, jetzt ein tödliches Virus, ich fange an zu glauben, dass die Menschheit nach ihrem Untergang strebt. Nicht dass es mich schmerzte, ich hätte mir jedoch etwas mehr Grandezza von dem sogenannten »Homo Sapiens« erwartet. Aber nein, in der Geschichte wird es heißen, dass der Vorherrschaft des Menschen von einem anderen Virus ein Ende gesetzt wurde, genauso gemein und gierig wie er selbst, jedoch stärker.

Die Stunden vergehen still und einsam. Ich sitze immer noch auf der Lauer am Fenster. Nach einem Zeichen, einem Geräusch ... ich warte ... ich weiß nicht genau worauf.

Stunden später kann ich nicht mehr. Ich fühle, dass sich etwas in mir breit macht: Groll. Die Stille und die Abwesenheit der Ameisen haben Öl in mein inneres Feuer gegossen.

Ich will und mag nicht mehr am Fenster sitzen. Es gibt nichts mehr zu sehen und nichts mehr von dieser Spezies zu erhoffen. Der Mensch ist ein unreifer Tyrann, der sich vor seiner natürlichen Verantwortung drückt. Heute mehr denn je schäme ich mich, ein Mensch zu sein. Ich schäme mich, zu einer Gattung zu gehören, die alles, was anders war als sie selbst, versklavt hat, ich schäme mich, Teil einer Zivilisation zu sein, die nur auf immer mehr Gewinn aus ist, zum eigenen Vorteil.

Unsere Geschichte beruht auf Mythen, die unseren Verstand langsam angefressen haben. Eigentlich bin ich selbst ein Virus! Ich bin nicht besser als diejenigen, die ich kritisiere.

Ich habe mich von meinen Angehörigen losgemacht, habe sie verlassen, allein gelassen, so wie man mich heute allein lässt. Und ob es mir gefällt oder nicht, ich bin in diesem Körper geboren, werde bald in diesem Körper sterben, still, einsam, eingesperrt.

Das ist zu viel für mich. Dieser Gedanke entfacht den Groll erneut, der Rauch seines Feuers steigt mir in den Kopf. Wutentbrannt werfe ich mit lautem Krach das Tablett auf den Boden, dass es die abgründige Stille um mich herum zerreißt. Ich möchte brüllen, obwohl mein Körper zu schwach dazu ist. Frustration, Zorn, Wut, all diese Gefühle bringen mich aus dem Gleichgewicht. In einer letzten schmerzvollen Anstrengung wanke ich zum Bett. Ich fühle den Boden unter meinen Füßen schwinden. Meine Arme wedeln verzweifelt in der Luft und versuchen vergeblich, sich an unsichtbaren Seilen fest-

zuhalten. Vor meinen Augen verschwimmt alles, dann plötzlich nichts mehr.

Nur noch grün.

Meine Augen öffnen sich, ich erblicke einen Wald. Einen schönen, üppigen, von Tierrufen belebten Wald. Ich stehe inmitten dieses grünen Ozeans, die Füße im Schlamm. Ich atme tief den sanften, waldigen Humusgeruch ein, der sich mit dem Duft der Regenwolken mischt. Mein Mund ist trocken, meine Glieder sind schlapp, und trotzdem umspielt ein Lächeln meinen Mund. An diesen Wald erinnere ich mich, vor Jahrzehnten habe ich dort viele Monate verbracht. Ich weiß noch, dass ich dort mit großen Affen, farbenfrohen Vögeln und sagenhaften Insekten in Berührung gekommen bin. Ich fühle mich wieder zu Hause, bin zur Ruhe gekommen. Ich wage ein paar Schritte und schaue mich um. Hinter einem Baumstamm entdecke ich die Fußstapfen eines großen Cousins. Etwas weiter liegen Fruchtschalen herum. Als ich genauer hinschaue, sehe ich ein Vogelnest, das im Moos gelandet ist. Ich blicke nach oben, um festzustellen, woher es wohl kommt. Und während ich nach dem Grund des Dramas Ausschau halte, werde ich auf zwei ineinander verschlungene Äste aufmerksam.

Diese beiden Äste halten sich mit ihren langen grünen Fingern in einer zärtlichen Umarmung fest umschlungen. Ihre durchscheinenden, eng verbundenen Fingerglieder scheinen eins geworden. Neugierig beuge ich mich zu diesen ausgestreckten Händen vor. Sie drücken einander

so fest, dass man den Baumsaft darin herumkriechen sehen kann. Ich nähere mich fasziniert, bis ich das Innerste dieser kleinen Höhle erblicken kann ...

... Höre ich Musik?

Eine Hand berührt mein Handgelenk. Ich liege seitlich auf dem Boden. Meine Pflegerin, immer noch mit Maske, ist neben mir in die Hocke gegangen und tätschelt mir die Hand.

»Ist alles in Ordnung, Monsieur?«, fragt sie besorgt. Sie haben uns einen gewaltigen Schrecken eingejagt!

Ich antworte nicht, mein Kopf ist noch benommen.

Die sanfte Stimme meiner Pflegerin wird von einem Geräusch überdeckt, das ich nicht einordnen kann. Wo bin ich? Bin ich schwerhörig geworden? Was ist mit mir los?

Ich fühle die Hände der jungen Frau in meinen Rücken gleiten, um mir auf die Beine zu helfen. Ich stütze mich auf sie, während sie mich zum Fenster geleitet. Mit steifen Gliedern lasse ich mich schwerfällig in meinen Sessel fallen, langsam komme ich wieder zu mir. Dann erst merke ich, was um mich herum los ist.

Das Hochhaus gegenüber, das zuvor noch im Dunkeln lag, öffnet weit die Augen, wie ich selbst. Auf den Balkonen stehen Weiblein und Männlein mit einem Glas in der Hand. Zwischen Traum und Wirklichkeit schwankend fühle ich mich noch nicht ganz wach. Vor meinen staunenden Augen bilden die Ameisen, die diese ganzen

Jahre hindurch nur geschuftet haben, einen fröhlichen Reigen, tanzen und singen. Sie haben die Vorhänge weit aufgerissen und stehen voll im Licht. In bunten Decken gehüllt lassen sie ihre hoffnungsfrohen Stimmen die stillen Straßen erwärmen. Dankbar singen sie für die zahllosen Ameisen, die als Gesundheitsarbeiterinnen schufteten.

Vollkommen von diesem Schauspiel verwirrt stehe ich auf und lehne mich ans Fenster und öffne, wie unter Hypnose, den gläsernen Bildschirm, der mich in meinem Grau-in-Grau gefangen hielt. Ich lehne mich begierig hinaus. Frische Luft strömt ungestüm in meine Lungen und streicht zärtlich über mein Gesicht. Mein inneres Feuer verlöscht nach und nach und macht einer seltsamen Ruhe, einer neuen und tiefen Gelassenheit Platz.

Meine Pflegerin kommt zu mir ans Fenster.

»Na, sind die Nachbarn Ihnen jetzt zu laut?«, fragt sie lächelnd.

Ich bin außerstande ihr zu antworten, mit tränenüberströmtem Gesicht wende ich mich ihr zu. Bei diesem Anblick erschrickt sie.

»Was ist, Monsieur? Tut Ihnen irgendetwas weh?«, fragt sie besorgt, und packt mich am Ellenbogen.

Die Ameisen ... Es sind die Ameisen, welche die Blätter zusammenhielten ...



24 ans, Liège

Christine Luthers

La bataille finale

Et un mort, un de plus. Il y en avait eu tellement depuis quelques semaines que j'avais perdu le compte. La pile des cadavres grandissait de pair avec mon angoisse. Je ravalai mon envie de vomir. Je n'en pouvais plus, de tout ça. Les yeux perdus dans le vide, je sentis quelque chose d'humide atterrir sur ma main. Une larme venait de s'y écraser, à quelques centimètres du cadavre de mon fluo jaune qui venait de rendre l'âme. Comme des dizaines d'autres avant lui, il allait rejoindre la poubelle et son existence serait vite oubliée. Il n'aura pas servi à grand-chose au final, tout comme moi. Sentant ma colère monter, je saisis le Stabilo et le jetai violemment sur le mur de ma chambre.

Je jetai un œil sur l'horloge de ma chambre : 2h35. Il ne me restait plus que 5h25 avant que je ne rate encore mon cours de chimie organique qui me suivait depuis trop longtemps. Je n'avais aucune chance. Ce fluo qui m'abandonnait était le dernier présage que ça n'allait pas bien se passer. Je n'en pouvais plus d'étudier. Le dicton voulait pourtant que les années universitaires soient les meilleures de nos vies. Était-ce un mensonge ? Avais-je mal choisi ma voie ou étais-je simplement trop stupide pour réussir comme les autres ? Je savais que je travaillais plus dur que la majorité de mon auditoire et pourtant, je continuais à me ramasser des 6 alors qu'eux réussissaient. Me laissant tomber sur ma chaise de bureau, je dévissai l'ouverture de mon thermo et me versai une énième tasse de café tiède.

À quoi bon continuer à réviser maintenant ? Qu'est-ce que ces dernières heures allaient bien pouvoir changer ?

Quand j'avais essayé de répondre aux questions des années précédentes, j'étais restée figée devant ma feuille à essayer de nouer les liens dans ma mémoire, mais rien ne m'était revenu. Il était trop tard. J'allais rater cet examen, cette session, cette année. J'allais rater ma vie alors que toutes mes amies continuaient à avancer à du 200km/heure autour de moi. J'allais décevoir ma famille et j'allais connaître une vie aussi médiocre que mes capacités d'apprentissage.

Après une courte hésitation, j'éteignis ma lampe de bureau et repoussai la tasse de café, capitulant pour de bon. J'allais pouvoir dormir en paix et arrêter de me torturer pour un bout de papier appelé diplôme. Par réflexe, je saisis mon téléphone avant d'aller m'affaler dans mon lit, ma tête se noyant volontiers dans mon oreiller. Finissant par manquer d'air, je me retournai sur le dos et fixai d'un air vide mon smartphone. Est-ce que j'avais vraiment envie de réactiver le wifi ? De voir apparaître des dizaines et des dizaines de conversations que j'avais ignorées ces dernières semaines ? Pas vraiment. J'aimais mes amies, mais je n'avais pas la force de répondre aux messages me demandant si j'allais bien. Après tout, ils ne pourraient rien faire pour m'aider. Je m'étais mise toute seule dans cette situation, il fallait que j'assume seule. Alors que je m'apprêtais à le poser pour de bon, une vibration parcourut l'appareil. Mes poils se hérissèrent comme ceux d'un chat qui venait de se faire marcher sur la queue. Un sms ? On venait sérieusement de m'envoyer un sms ? Qui envoyait encore ce genre de choses à notre époque ? Après quelques longues secondes d'un débat

interne opposant l'équipe « Ignorer et dormir » à celle « Céder à la curiosité », l'équipe curiosité l'emporta, de peu. Il s'agissait effectivement d'un sms provenant de... ma mère ? Mes sourcils se froncèrent. Mais qu'est-ce qu'il lui prenait ? Elle ne pouvait pas venir devant ma porte comme elle avait l'habitude de le faire ? Et puis pourquoi était-elle réveillée à 3h du matin ?

Plus étrange encore, son sms ne comportait aucun mot, aucune explication. Il s'agissait d'un lien menant à une vidéo Youtube. M'étais-je endormie sans le savoir ? Une douleur aigue sur mon bras me répondit que j'étais bien éveillée. L'envie d'aller la trouver directement me chatouilla l'esprit, mais j'étais trop fatiguée pour sortir de mon lit. Cédant à la tentation, je rallumai mon Wifi. Quelques instants plus tard, mon téléphone fut parcouru d'une série intense de vibrations. Mon angoisse regrimba en flèche et je m'empressai de supprimer les notifications sans même les regarder et cliquai sur le lien.

En découvrant le titre de la vidéo, les froncements de mes sourcils se froncèrent à leur tour. S'il arrivait à ma mère de m'envoyer des vidéos, il s'agissait la plupart du temps de vidéos d'animaux mignons, mais absolument jamais elle n'avait voulu me montrer une vidéo de plus de deux heures. Le titre m'intrigua d'autant plus : « ASMR/Ambiance : Voyage en forêt fantastique ». Une vidéo ASMR ? N'étaient-ce pas ces drôles de vidéos où des personnes chuchotaient ou grattaient dans des micros ? Même si je n'en avais jamais regardées avant, j'avais entendu dire que ces vidéos étaient « super relaxantes » ou certains, mais aussi « super irritantes » pour d'autres.

Comment ma mère était-elle tombée sur ce genre de vidéos ? Oubliant ma fatigue au profit de cette curiosité qui me tuerait sans doute un jour, je lançai la vidéo.

Je n'y vis aucune fille, ni même aucun micro. L'image de la vignette était apparue en grand et restait fixe... ou presque. Il s'agissait d'une peinture aquarelle, qui semblait légèrement animée. Je n'entendais aucun grattage non plus, mais toute une symphonie de bruits qui semblaient sortir tout droit du décor de l'image. Celui-ci me plongeait droit au cœur d'une place de village construit dans une forêt étrange. Les lumières d'une centaine de lanternes et guirlandes scintillaient, accrochées à des arbres ou à de petits étals. Au centre, une impressionnante fontaine de marbre blanc projetait de l'eau qui brouillaient les reflets des lampes dans le bassin. Les feuilles d'arbres dansaient grâce à un vent qui murmurait avec douceur. Des échos de conversations et de rires me parvenaient également des personnages présents autour de la fontaine. Elfes, magiciens & magiciennes se tenaient dans la scène dans des vêtements tout droit sorti de contes de fée. Les robes semblaient être fabriquées avec du tissu plus léger que l'air, les perles et pierres qui y étaient brodées ressemblaient à des étoiles que l'on aurait empruntées.

Tout y était si paisible. Cinq minutes de la vidéo venaient déjà de passer sans que j'en prenne vraiment conscience. Encore une fois, ma mère avait trouvé le moyen de m'apaiser sans que je lui demande quoi que ce soit. Pour la première fois depuis longtemps, je me sentais calme et en paix. Oubliant mon angoisse, mon examen et mon abandon, je fermai les yeux et me laissai bercer

par le doux bruit des tintements des fées, du clapotis de l'eau et du vent dans les feuilles de cette forêt magique.

*

Les sons qui me tirèrent de mon sommeil n'avait rien à voir avec ceux grâce auxquels je m'étais endormie. Des gens criaient, couraient. J'entendais des frictions de métal et le ronronnement d'un puissant feu qui brûlait. Autant de bruits qui n'avaient rien à faire dans ma chambre. Une autre vidéo ASMR/Ambiance du style « Combat médiéval » s'était-elle lancée ? Les yeux à moitié ouvert, je me redressais pour finir de me réveiller. C'était une très mauvaise idée. Sans comprendre comment, ni pourquoi, ce mouvement brusque entraîna ma chute sur non pas ma moquette mais sur des pavés froids. Mon coccyx supporta difficilement mon atterrissage et m'ordonna de grogner de douleur. En regardant au-dessus de moi, j'aperçus le tissu d'un hamac balancer entre deux arbres, libéré de mon poids. Un hamac ?

— Ouhla, belle chute ! Lança une voix féminine qui accourait vers moi. Ça va ?

Devant moi se tenait une femme vêtue d'une robe en toile bleue nuit somptueuse brodée avec des motifs d'astres et de constellations. Son visage m'était curieusement familier... Je l'observai quelques secondes, confuse, avant de réaliser :

— Maman ?

Aucune erreur possible. Il s'agissait de ma mère. De plus en plus perdue, mon attention fut attirée par tout le mou-

vement en arrière-plan. Je n'étais définitivement pas dans ma chambre, mais au beau milieu de la place de la vidéo. La même fontaine, les mêmes costumes, les mêmes arbres et lanternes... Aucun doute là-dessus. Je me pinçai une nouvelle fois, mais ne ressentis aucune douleur, m'offrant les deux premiers éclaircissements depuis mon réveil. Le premier étant que la rumeur était donc vraie, on ne ressentait pas de douleur dans les rêves et le deuxième étant que j'étais donc bien en train de rêver. J'acceptai la main que me tendait ma mère pour me relever et continuer de parcourir le décor du regard.

Mon inconscient avait pris quelques libertés avec le paysage et l'ambiance originale. Contrairement à l'image de la vidéo, les personnages présents dans cette version n'étaient pas fixes et oisifs du tout. C'était même plutôt l'inverse. Tout le monde courait à gauche à droite, l'air pressé, transportant ce qui ressemblait à des armes. Je remarquai notamment une fille courir munie d'une dizaine de fines épées argentées enveloppées dans un tapis oriental coloré. Il s'agissait de Sophie, une de mes amies d'enfance. Cela faisait longtemps que je ne l'avais plus vue. Elle courrait rejoindre d'autres filles en tenue de guerrière. Parmi le groupe, je reconnus les visages de mes autres amies : Helena, Marie, Rachel. Au milieu de la place, une large tente militaire avait été dressée et était l'épicentre de cette tempête humaine.

— Juliette, il va être l'heure d'y aller ! Cria une voix d'enfant en courant vers ma mère, portant dans ses petits bras une grande armure que ma mère enfila aussitôt.

— Je vais devoir rejoindre mon poste, chérie. Tu devrais toi-aussi y aller ! Reprit ma mère en matérialisant un arc et un carquois.

— Aller où ? Lui demandais-je aussitôt. Ma mère leva les yeux au ciel et soupira avant de me prendre par les épaules.

— C'est bientôt l'heure de la bataille finale. On est arrivé si loin, on ne va pas perdre maintenant ! Sa voix était remplie d'une assurance et d'une détermination qui me chatouillait les entrailles. La dernière bataille ? De quoi pouvait-il s'agir d'autre que de mon dernier examen ? Mon cerveau avait choisi une métaphore de guerre pour m'aider à gérer ce stress ? Je devais reconnaître que c'était plutôt réussi. Mais examen ou guerre, cela ne changeait pas grand-chose au final. Je m'étais éveillée ici en pyjama, aussi désarmée et impuissante que je l'étais dans ma vraie vie.

— Arrête ça tout de suite ! Ma mère me frappa la tête de son arc. Surprise, je reculai de deux pas et ouvris ma bouche sans rien trouver à dire, ressemblant à un poisson désemparé. Ma mère me tourna le dos et cria quelque chose que je ne compris pas. Quelques secondes plus tard, une dizaine de silhouettes en armure interrompirent leur préparation et se rassemblèrent derrière elle. Je ne découvris que des visages qui m'étaient connus, certains plus surprenants que d'autres : mes amis, ma famille, mais aussi cette vieille dame avec qui il m'arrivait de parler au parc ou encore la boulangère de mon quartier.

— Où sommes-nous, Alice ? Commença ma mère, meneuse de ce groupe hétéroclite qui me fixait avec un peu trop d'intensité à mon goût.

— Euh... Dans mon rêve ?

BAM. Nouveau coup d'arc sur mon précieux crâne.

— Aïeuh ! Je sais pas moi... Dans une forêt magique ?

— C'est ton royaume, bécasse ! Me cria Marie, avec la même énergie que lorsque nous étions en primaire.

D'un claquement de doigts, ma mère fit apparaître des étincelles qui se posèrent sur les arbres autour de la place. Ils s'effacèrent pour laisser apparaître une vue à m'en couper le souffle : la place était au sommet d'une colline entourée de larges plaines d'herbes bleutées. Des dizaines de bâtiments, tous plus impressionnants les uns que les autres, étaient disséminés à travers un paysage encore à moitié sauvage : Une double pyramide éclairée par des milliers d'orbes colorées, un dojo japonais au-dessus duquel flottait des centaines de fins rubans noirs ; un château dont les toits étaient recouverts de fleurs... Malgré leurs différences flagrantes, une harmonie étrange existait entre eux, probablement aidée par les grandes zones de nature autour d'eux.

— Tu n'as jamais été impuissante, Alice. Regarde tout ce que tu as déjà accompli ! S'exclama ma boulangère.

En regardant ces bâtiments, des souvenirs que j'avais enterrés dans mon inconscient revinrent à la charge. Mes remises de diplôme en primaire et secondaire, ma ceinture noire de karaté après des années d'entraînement intense, cette fois où j'avais pris mon courage à deux mains pour faire connaissance avec Marie et Hélène... Voilà que je

me retrouvais obligée de reconnaître que ce n'était pas la première fois que j'étais face à une épreuve qui m'avait semblé impossible à surmonter. Une main se posa sur mon épaule. Ma mère pointait du doigt une zone en chantier à moitié plongée dans un brouillard sombre et menaçant.

— Voilà pourquoi nous nous battons aujourd'hui, souffla-t-elle.

Je lui jetai un regard perplexe. Le chantier en question paraissait énorme. Des échafaudages avaient déjà été posés et des stocks de matériaux étaient soigneusement apprêtés sur le bitume encore nu.

— Cette fois, c'est différent, murmurais-je. Je n'ai pas eu assez de temps, je ne connais rien...

— Qu'est-ce que tu racontes ? Gronda ma mère en pointant les matériaux avec son arc. Et ça, c'est quoi à ton avis ?

Perplexe, je m'approchais du stock de poutrelles métalliques. À ma plus grande surprise, je découvris que des paragraphes entiers de mes cours y étaient inscrits. Sur les planches de bois aussi... Et même sur les échafaudages.

— Ne laisse pas la peur et le stress te faire perdre tes moyens. Aies confiance envers le travail que tu as fourni, déclama ma mère en claquant ses doigts.

Quelques secondes plus tard, une brume magique entourait sa main. Des milliers de petites particules brillantes étaient en train de danser entre ses doigts et s'ordonnaient tout en longueur. Ma mère souffla doucement dessus, les dispersant pour révéler... Une épée. Ma mère me regarda avec un air rieur en voyant mon air choqué.

— Il est temps de reprendre les armes, ma chérie.

— Je n'en revenais pas. Impossible de ne pas reconnaître l'objet que me présentait ma mère. La lame n'était pas argentée, mais jaune... fluo. Avec sa pointe biseautée et son manche noir, j'avais devant moi mon fluo jaune ressuscité et plus puissant que jamais. Après une courte hésitation, je saisis l'arme que me tendait ma mère et, comme dans les films, je sentis une vague d'énergie me parcourir. J'étais Arthur brandissant Excalibur. J'étais forte et confiante. Reflétant mes nouvelles émotions, le pyjama que je portais jusqu'ici se changea en une magnifique armure. Face à moi, je sentis l'excitation et l'impatience du groupe qui m'avait accompagné. Alors malgré la peur et le stress que je continuais de ressentir, je brandis mon épée et poussais un cri de guerre qui résonna à travers tout le royaume avant de foncer dans le brouillard.

*

— ALICE ! ALICE ! OUVRE TA PORTE !

J'étais de retour dans ma chambre et j'étais accueillie par les cris paniqués de ma mère. Me tirant de mon lit, je couru jusqu'à ma porte et la déverrouillai.

— Qu'est-ce qu'il y a ?

— Comment ça, « qu'est-ce qu'il y a » ? Tu viens d'hurler comme un goret pendant 10 bonnes secondes ! Tu veux que je fasse une crise cardiaque ou quoi ? Si j'avais su que l'ASMR avait cet effet sur toi, je t'aurais envoyé autre chose !

Je regardai un instant le visage de ma mère et je sentis mon cœur se serrer. Même sans magie et sans robe guer-

rière, il y avait cette force qui émanait d'elle et cette foi inébranlable lorsqu'elle me regardait. J'avais toujours pensé qu'elle croyait en moi simplement parce que j'étais sa fille, en toute subjectivité et irrationalité maternelle. Mais ce n'était pas vrai. Ces derniers mois, ma mère m'avait en fait comprise mieux que je ne m'étais comprise moi-même : noyée dans mon angoisse, j'avais été la subjective et l'irrationnelle.

— Merci pour la vidéo, maman.

Me voyant sourire pour la première fois depuis longtemps, les traits de ma mère se détendirent.

— Prête pour ton dernier examen ?

— Prête à honorer les sacrifices de mes fluos.

Christine Luthers

Het laatste gevecht

Uit het Frans vertaald door
Kris Lauwerys & Isabelle Schoepen

En weer een dode, de zoveelste. De afgelopen weken waren er zo veel gevallen dat ik de tel was kwijtgeraakt. De lijkenstapel groeide evenredig met mijn angst. Ik onderdrukte een braakneiging. Ik had er genoeg van, van dat alles. Ik staarde in het niets en voelde iets vochtig op mijn hand landen. Een traan was daar neergestort, op enkele centimeters van het lijk van mijn fluogele markeerstift die zonet de geest had gegeven. Net als de tientallen exemplaren die hem waren voorgegaan, zou hij in de vuilnisbak belanden en zijn bestaan zou snel vergeten zijn. Uiteindelijk zou hij niet tot veel gediend hebben, net als ikzelf. Ik voelde hoe de woede in me opsteeg, greep de Stabilo en smet hem tegen de muur van mijn kamer.

Ik wierp een blik op de klok in mijn kamer?: 2u35. Er bleven nog maar 5u25 over voor ik weer maar eens zou zakken voor mijn cursus organische scheikunde, die me al te lang achtervolgde. Ik had geen schijn van kans. Die markeerstift die me in de steek liet was het laatste slechte voorteken. Ik was het studeren moe. Toch beweerde iedereen dat de universiteitsjaren de beste van je leven zijn. Was dat een leugen? Had ik de foute keuze gemaakt of was ik gewoon te dom om te slagen zoals de anderen? Ik wist dat ik harder werkte dan de meeste van mijn studiegenoten en toch haalde ik de ene onvoldoende na de andere, terwijl zij slaagden. Ik liet me op mijn bureaustoel vallen, schroefde de dop van mijn thermosfles los en schonk een zoveelste kop lauwe koffie in.

Wat had het voor zin nu nog door te gaan met het herzien van de stof? Wat zouden die laatste uren nog aan de zaak kunnen veranderen? Toen ik de vorige jaren

had geprobeerd op de vragen te antwoorden, had ik als versteend voor mijn blad gezeten in een poging verbanden te leggen in mijn geheugen, maar zonder succes. Het was te laat. Ik zou niet slagen voor dit tentamen, deze examenperiode, dit academiejaar. Ik zou niet slagen in het leven, terwijl al mijn vriendinnen vooruitgingen aan een snelheid van 200 kilometer per uur. Ik zou mijn familie teleurstellen en een leven leiden dat net zo middelmatig was als mijn studiecapaciteiten.

Na een korte aarzeling knipte ik mijn bureaulamp uit en schoof ik mijn kop koffie opzij, ik gaf me definitief gewonnen. Ik zou met gerust gemoed kunnen slapen en ophouden mezelf te kwellen voor een velletje papier genaamd diploma. Uit reflex greep ik naar mijn telefoon voor ik me op bed liet vallen en mijn gezicht diep in mijn hoofdkussen verborg. Toen ik geen lucht meer kreeg, draaide ik me op mijn rug en keek met lege blik naar mijn mobieltje. Had ik echt zin om de wifi weer in te schakelen? Om tientallen en tientallen gesprekken te zien verschijnen die ik de afgelopen weken had genegeerd? Niet echt. Ik mocht mijn vriendinnen, maar ik had niet de kracht om te antwoorden op berichten waarin me werd gevraagd hoe het met me ging. Ze konden tenslotte niets doen om me te helpen. Ik had me hier op m'n eentje in gewerkt, ik moest er ook alleen zien uit te komen. Net op het moment dat ik het toestel opzij wilde leggen, trilde het. Mijn haren kwamen overeind zoals bij een kat bij wie net op de staart is getrapt. Een sms? Had er werkelijk iemand een sms gestuurd? Wie stuurde dat soort dingen tegenwoordig nog? Na enkele eindeloze seconden waar-

in in mijn binnenste een tweestrijd woedde tussen het kamp “Negeren en slapen” en het kamp “Toegeven aan de nieuwsgierigheid”, ging de overwinning nipt naar het kamp “Nieuwsgierigheid”. Het was inderdaad een sms van... mijn moeder? Ik fronste. Wat kreeg die opeens? Kon ze niet gewoon komen aankloppen zoals anders? En waarom was ze eigenlijk wakker om drie uur ‘s nachts?

Maar wat nog gekker was?: in haar sms stond geen woord, geen uitleg. Alleen een link naar een YouTube-filmpje. Was ik zonder het te merken in slaap gevallen? Een felle pijn aan mijn arm zei me dat ik wel degelijk wakker was. Ik had zin om haar nu meteen op te zoeken, maar ik was te moe om weer uit bed te komen. Ik gaf toe aan de verleiding en schakelde de wifi weer in. Bijna onmiddellijk ging er een golf van trillingen door mijn telefoon. Mijn angst schoot weer in me omhoog, snel wiste ik de berichtjes zonder er zelfs maar naar te kijken en klikte op de link.

Toen ik de titel van het filmpje zag, fronsten mijn al gefronste wenkbrauwen op hun beurt. Als mijn moeder me al filmpjes stuurde, dan waren het meestal filmpjes over schattige dieren, maar nog nooit had ze me een film van meer dan twee uur doorgestuurd. De titel maakte me des te nieuwsgieriger?: “ASMR/Ambiance?: Reis naar het toverbos”. Een ASMR-filmpje? Waren dat niet die gekke filmpjes waarbij iemand in de micro fluisterde of eraan krabde? Zelfs al had ik nooit eerder zo’n filmpjes bekeken, ik had horen zeggen dat sommigen ze “super ontspannend” vonden terwijl anderen ze dan weer “super irritant” vonden. Hoe was mijn moeder daarop gekomen? Ik vergat

mijn vermoedheid ten gunste van mijn nieuwsgierigheid die ongetwijfeld op een dag mijn dood zou betekenen en ik klikte op play.

Ik zag geen meisje en zelfs geen micro. Het tekeningetje dat bij het filmpje hoorde vulde nu het beeld en bewoog niet... of nauwelijks. Het was een aquarel die heel zachtjes tot leven leek te worden gewekt. Ik hoorde ook geen krabgeluiden, maar een hele klankenvloed die rechtstreeks uit het decor van het schilderijtje leek te komen. Dat decor was een dorpspleintje midden in een vreemd bos. De lichtjes van wel honderd lantaarns en slingers, vastgemaakt aan bomen of kleine stalletjes, fonkelden. Centraal op het pleintje spoot een indrukwekkende witmarmeren fontein water dat de weerkaatsing van de lichtjes in het fonteinbekken verstoorde. De bladeren van de bomen dansten in de zacht fluisterende wind. Ik ving ook flarden van gesprekken en gelach op van de wezens die rond de fontein stonden. Elfen, tovenaars & tovenaressen droegen in dit tafereel gewaden die recht uit een sprookje kwamen. De jurken leken gemaakt van stof die lichter was dan lucht, de parels en edelstenen die de jurken sierden leken op sterren die van de hemel waren geplukt.

Alles zag er zo vredig uit. Zonder dat ik het doorhad, waren er al vijf minuten van het filmpje om. Mijn moeder had weer maar eens gevonden hoe ze me tot rust moest brengen zonder dat ik haar erom had gevraagd. Voor het eerst sinds lang voelde ik me kalm en vredig. Ik vergat mijn angst, mijn tentamen en het feit dat ik het had opgegeven, ik deed mijn ogen dicht en liet me wiegen door

de zachte geluiden van de feeën, het kabbelende water en de wind in de bladeren van dit toverbos.

*

De geluiden die me uit mijn slaap rukten leken in niets op de geluiden die me in slaap hadden gewiegd. Mensen schreeuwden, renden. Ik hoorde het geluid van metaal op metaal en het razen van een machtig brandend vuur. Stuk voor stuk geluiden die niet in mijn kamer thuis hoorden. Was er een ander ASMR/Ambiance filmpje van het type “Middeleeuws gevecht” beginnen lopen? Met halfopen ogen duwde ik me overeind om helemaal wakker te worden. Dat was een heel slecht plan. Zonder te begrijpen hoe dat kwam of waarom het gebeurde, leidde die bruuske beweging ertoe dat ik viel, niet op mijn vast tapijt maar op koude stenen. Mijn stuitbeen was het niet bijzonder eens met die onzachte landing en beval me te kermen van de pijn. Toen ik omhoogkeek, zag ik boven mijn hoofd de stof van een hangmat, nu zonder mijn gewicht erin, tussen twee bomen heen en weer zwaaien. Een hangmat?

‘Goeie genade, wat een smak!’ zei een vrouwenstem die op me af kwam gelopen. ‘Alles oké?’

Voor mij stond een vrouw in een nachtblauwe jurk die prachtig was versierd met een motief van sterren en sterrenbeelden. Haar gezicht was me op bizarre wijze vertrouwd ... Verward observeerde ik het gedurende een paar seconden, tot ik erachter kwam?:

‘Mama?’

Geen twijfel mogelijk. Dit was mijn moeder. Ik raakte steeds meer in de war terwijl mijn aandacht werd getrokken door alle beweging op de achtergrond. Ik was niet in mijn kamer, zoveel was zeker, maar midden op het plein in het filmpje. Dezelfde fontein, dezelfde gewaden, dezelfde bomen en lantaarns ... Dat stond buiten kijf. Ik kneep mezelf opnieuw maar ik voelde geen pijn, wat me de twee eerste heldere inzichten opleverde sinds mijn ontwaken. Het eerste inzicht was dat het gerucht dus klopt, dat een mens in zijn dromen geen pijn voelt en het tweede inzicht was dat ik dus wel degelijk aan het dromen was. Ik nam de hand die mijn moeder naar me uitstak aan om overeind te komen en het decor verder in me op te nemen.

Mijn onbewuste had zich wat betreft de oorspronkelijke omgeving en sfeer een paar vrijheden veroorloofd. In tegenstelling tot wat in het filmpje te zien was, stonden de personages in deze versie helemaal niet stil of met de duimen te draaien. Integendeel, iedereen rende heen en weer, opgejaagd leek het wel, en droeg dingen die leken op wapens. Ik zag met name een meisje dat een tiental slanke zilverkleurige zwaarden droeg die in een kleurrijk Oosters tapijt waren gewikkeld. Het was Sophie, een van mijn vriendinnen uit mijn kindertijd. Ik had haar al lang niet meer gezien. Ze rende op andere meisjes in gevechtstenuë af. In het groepje herkende ik de gezichten van mijn andere vriendinnen?: Helena, Marie, Rachel. Midden op het plein was een grote legertent opgezet die het oog van deze menselijke storm vormde.

‘Juliette, het is bijna tijd om te gaan!’ hoorde ik schreeuwen. Een kind liep op mijn moeder af met in

zijn kleine armen een grote wapenrusting die mijn moeder meteen aantrok.

‘Ik moet weer naar mijn post, schatje. Jij moet ook naar de jouwe!’ zei mijn moeder terwijl ze in de weer was met een boog en een pijlkoker.

‘Waar moet ik heen?’ vroeg ik haar prompt.

Mijn moeder hief haar ogen ten hemel en zuchtte diep alvorens me bij mijn schouders vast te pakken: ‘Het uur van het laatste gevecht heeft bijna geslagen. We zijn zo ver gekomen, nu gaan we niet verliezen!’

Haar stem klonk zo zeker en vastberaden dat het kriebelde in mijn buik. Het laatste gevecht? Waar kon dit anders naar verwijzen dan naar mijn laatste tentamen? Had mijn brein een gevechtmetafoor uitgekozen om me te helpen met deze stress om te gaan? Ik moest toegeven dat dat redelijk geslaagd was. Maar tentamen of gevecht, dat maakte uiteindelijk niet veel uit. Ik was hier ontwaakt in pyjama, net zo ontwapend en machteloos als in mijn echte leven.

‘Hou daar onmiddellijk mee op!’

Mijn moeder mepte met haar boog op mijn hoofd. Geschrokken deinsde ik terug en deed mijn mond open zonder te weten wat te zeggen, waardoor ik eruitzag als een ontredderde vis. Mijn moeder wendde zich van me af en riep iets onverstaanbaars. Enkele ogenblikken later staakten een tiental silhouetten in wapenrusting hun voorbereidingen om zich achter haar te verzamelen. Ik zag uitsluitend gezichten die ik kende, het ene al verrassender dan het andere?: mijn vrienden, mijn familie, maar ook

het oude dametje met wie ik in het park weleens een praatje maakte of ook de bakkersvrouw uit de buurt.

‘Waar zijn we, Alice?’ begon mijn moeder, die de aanvoerster was van deze bonte groep die mij naar mijn zin een beetje te nadrukkelijk aanstaarde.

‘Eum ... In mijn droom?’

BAM. Weer een klap van de boog op mijn dierbare schedel.

‘Au! Ik weet niet ... In een toverbos?’

‘Dit is jouw koninkrijk, dommie!’ riep Marie me toe met dezelfde felheid als toen we op de lagere school zaten.

Met een vingerknip toverde mijn moeder vonken tevoorschijn die op de bomen rond het plein landden. Ze verbleekten, waarna een adembenemend uitzicht verscheen?: het plein lag op de top van een heuvel die omgeven werd door uitgestrekte blauwachtige grasvlakten. Tientallen gebouwen, het ene al indrukwekkender dan het andere, lagen verspreid in een landschap dat deels nog verwilderd was?: een dubbele piramide verlicht door duizenden gekleurde bollen, een Japanse dojo waar honderden smalle zwarte lintjes boven wapperden, een kasteel waarvan de daken overdekt waren met bloemen ... Ondanks de overduidelijke verschillen tussen de gebouwen heerste er toch een vreemde harmonie, die vermoedelijk mee te danken was aan de uitgestrekte zones natuur die eromheen lagen.

‘Je bent nooit machteloos geweest, Alice. Kijk wat je allemaal al hebt verwezenlijkt!’ riep mijn bakkersvrouw.

Terwijl ik naar die gebouwen stond te kijken, kwamen er herinneringen in me naar boven die ik had begraven in

mijn onbewuste. Mijn diplomautreikingen in de lagere en de middelbare school, mijn zwarte karategordel die ik na jaren intensief trainen behaalde, die keer dat ik mijn stoute schoenen had aangetrokken om kennis te maken met Marie en H el ene ... Ik moest wel toegeven dat het niet de eerste keer was dat ik voor een beproeving stond die me onoverkomelijk had toegeschenen. Iemand legde een hand op mijn schouder. Mijn moeder wees naar een plek van grote bedrijvigheid die deels in donkere en dreigende nevel was gehuld.

‘Kijk, daarvoor vechten we vandaag,’ fluisterde ze.

Ik staarde haar verbluft aan. De bouwplaats waar ze naar wees leek gigantisch. Er waren al steigers opgericht en hele voorraden bouw materiaal waren zorgvuldig klaargelegd op het nog naakte asfalt.

‘Deze keer is het anders,’ mompelde ik. ‘Ik heb niet genoeg tijd gehad, ik weet niets ...’

‘Wat vertel je me daar?’ bromde mijn moeder, terwijl ze met haar boog naar de stapels bouw materiaal wees. ‘En dat, wat is dat, denk je?’

Verbouwereerd liep ik op de voorraad metalen balken af. Tot mijn grote verrassing stelde ik vast dat er hele passages uit mijn cursussen op stonden. Net als op de houten planken ... En zelfs op de steigers.

‘Laat je door stress en angst niet klein krijgen. Vertrouw op het werk dat je hebt verzet’, zei mijn moeder, terwijl ze met haar vingers knipte.

Een paar tellen later was haar hand omgeven door een magische nevel. Duizenden kleine schitterende deeltjes dansten tussen haar vingers en namen samen een lange

uitgestrekte vorm aan. Mijn moeder blies er zachtjes op zodat ze uiteendwarrelden en een ... zwaard tevoorschijn kwam. Toen ze zag hoe geschrokken ik was, keek mijn moeder me lachend aan.

‘Hoog tijd om de wapens weer op te nemen, schat.’

Ik kon er niet over uit. Het voorwerp dat mijn moeder me daar aanreikte kon ik onmogelijk niet herkennen. Het lemmet was niet zilverkleurig, maar geel, fluogeel. Wat ik hier voor me had, was mijn fluoegle markeerstift met zijn schuine punt en zijn zwarte heft, herrezen en machtiger dan ooit. Na een korte aarzeling nam ik het wapen dat mijn moeder me aanreikte ter hand en ik voelde hoe, net als in de films, een golf van energie door me heen stroomde. Ik was Arthur die met Excalibur zwaaide. Ik was sterk en vol vertrouwen. Helemaal in lijn met mijn nieuwe gevoelstoestand veranderde de pyjama die ik tot dan toe droeg in een schitterende wapenrusting. Ik voelde de opwindende en het ongeduld van de groep die me had begeleid. Ondanks de angst en de stress die ik nog altijd voelde, zwaaide ik met mijn zwaard en stootte een strijdkreet uit die in het hele koninkrijk weerklonk, om me vervolgens in de nevel te storten.

*

‘ALICE! ALICE! DOE DE DEUR OPEN!’

Ik was weer terug in mijn kamer en werd verwelkomd door de paniekkreten van mijn moeder. Ik sleepte me uit bed, liep naar de deur en deed die open.

‘Wat is er aan de hand?’

‘Hoezo, “wat is er aan de hand”? Je hebt zonet tien dikke seconden geschreeuwd als een varken dat wordt gekeeld! Wil je dat ik een hartaanval krijg of zo? Als ik had geweten dat die ASMR dit effect had op je, dan had ik je wat anders gestuurd!’

Ik keek even naar het gezicht van mijn moeder en ik voelde een krop in mijn keel. Zelfs zonder tovenarij en zonder gevechtstenuie straalde ze als ze me aankeek kracht en een onwankelbaar geloof uit. Ik had altijd gedacht dat ze gewoon in mij geloofde omdat ik haar dochter was, heel subjectief en moederlijk irrationeel. Maar dat klopte niet. De afgelopen maanden had mijn moeder me eigenlijk beter begrepen dan ik mezelf had begrepen?: verzuipend in mijn angst was ik de subjectieve en de irrationele geweest.

‘Dank je voor dat filmpje, mama.’

Toen ze me voor het eerst sinds lang zag glimlachen, ontspanden mijn moeders gelaatstrekken.

‘Klaar voor je laatste tentamen?’

‘Klaar om de offers van mijn fluo markeerstiften te eren.’

Christine Luthers

Das letzte Gefecht

aus dem Französischen von
Myriam-Naomi Walburg

Und noch ein Toter, noch einer mehr. Seit einigen Wochen waren es so viele, dass ich aufgehört habe, sie zu zählen. Die Kadaver häuften sich in dem Maße, wie meine Angst wuchs. Ich unterdrückte den Wunsch, mich zu übergeben. Ich hielt das nicht mehr aus, das alles. Während ich ins Leere starrte, spürte ich, wie etwas Feuchtes auf meiner Hand landete. Eine Träne zerplatze dort; einige Zentimeter neben meinem gelben Textmarker, der den Geist aufgegeben hatte. Wie Dutzende vor ihm wird er im Mülleimer landen und bald wird niemand mehr wissen, dass er überhaupt je existierte. Letztendlich wird er nicht zu sehr viel nütze gewesen sein, genau wie ich. Während ich spürte, wie die Wut in mir hochstieg, nahm ich den Stabilo in die Hand und schleuderte ihn voller Wucht gegen meine Zimmerwand.

Ich warf einen Blick auf die Uhr in meinem Zimmer: 2 Uhr 35. Mir blieben nicht mehr als 5 Stunden und 25 Minuten, bevor ich erneut meinen Kurs 'Organische Chemie' nicht bestehen würde, der mich seit viel zu langer Zeit verfolgte. Ich hatte wirklich kein Glück. Dieser Textmarker, der mich im Stich ließ, war das endgültige Vorzeichen dafür, dass es nicht gut laufen wird. Ich hatte die Nase voll vom Studieren. Auch wenn es in diesem Spruch hieß, dass die Studienjahre die besten Jahre des Lebens seien. War das also eine Lüge? Hatte ich eine schlechte Studienwahl getroffen oder war ich einfach nur zu blöd, es wie die anderen zu schaffen? Ich wusste, dass ich mehr als die meisten lernte, die mit mir im Hörsaal saßen, und trotzdem sammelte ich lauter 5er, während sie erfolgreich waren. Ich ließ mich auf meinen Schreibtischstuhl fallen,

schraubte meine Thermoskanne auf und schenkte mir zum x-ten Mal eine Tasse lauwarmen Kaffee ein.

Welchen Sinn hatte es überhaupt, jetzt noch weiter zu lernen? Was könnten diese letzten Stunden denn noch ändern? Als ich versuchte hatte, die Prüfungsfragen der letzten Jahre zu beantworten, saß ich wie versteinert vor meinem Blatt und versuchte, mich zu erinnern, aber mein Kopf blieb leer. Es war zu spät. Ich würde auch an dieser Prüfung scheitern, auch diese Prüfungsphase und dieses Studienjahr nicht schaffen. Ich würde mein ganzes Leben vermasseln, während alle meine Freunde um mich herum mit 200km/h voranpreschen würden. Ich würde meine Familie enttäuschen und ein mittelmäßiges Leben führen, das meinen mittelmäßigen Lernfähigkeiten entspräche.

Nach kurzem Zögern, schaltete ich meine Schreibtischlampe aus und schob die Kaffeetasse weg. Ich gab endgültig auf. Ich würde in Frieden schlafen können und aufhören, mich für ein Stück Papier zu quälen, das Abschlusszeugnis genannt wird. Reflexartig griff ich nach meinem Handy, bevor ich mich auf mein Bett warf und meinen Kopf im Kopfkissen vergrub. Als ich schließlich keine Luft mehr bekam, drehte ich mich auf den Rücken und starrte mit leerem Blick auf mein Smartphone. Wollte ich wirklich die WLAN-Verbindung aktivieren? Und sehen, wie unzählige Nachrichten, die ich in den letzten Wochen ignoriert hatte, auf dem Bildschirm auftauchten? Nicht wirklich. Ich mochte meine Freunde gerne, aber ich hatte nicht die Kraft, auf Fragen, ob es mir gut ginge, zu antworten. Sie konnten sowieso nichts machen, um

mir zu helfen. Ich hatte mich selbst in diese Situation gebracht, ich musste sie also alleine bewältigen. Als ich das Handy gerade endgültig weglegen wollte, vibrierte es. Mir stellten sich die Haare auf wie bei einer Katze, der man auf den Schwanz gestiegen war. Eine SMS? Jemand hatte mir im Ernst eine SMS geschrieben? Wer schrieb bitte heutzutage noch so etwas? Nach einigen langen Sekunden, in denen ich innerlich mit mir selber diskutierte und das Team »Ignorieren und schlafen« mit dem Team »der Neugierde nachgeben« in Wettstreit stand, gewann das Team »Neugierde« mit knappem Vorsprung. Es war tatsächlich eine SMS von ... meiner Mutter? Ich runzelte die Stirn. Was hatte sie sich denn bitte dabei gedacht? Konnte sie nicht einfach, wie sonst auch, an meine Tür kommen? Und außerdem: Warum war sie um 3 Uhr morgens wach?

Noch komischer war, dass ihre SMS kein einziges Wort enthielt; nicht eine einzige Erklärung. Es stand lediglich ein Link zu einem Youtube-Video darin. War ich eingeschlafen, ohne es zu merken? Ein stechender Schmerz an meinem Arm beantwortete mir die Frage: Ich war sehr wohl wach. Es kam mir kurz in den Sinn, direkt zu ihr zu gehen, aber ich war zu müde, um wieder aus meinem Bett aufzustehen. Ich gab der Versuchung nach und schaltete meine WLAN-Verbindung ein. Wenige Augenblicke später, hörte mein Handy gar nicht mehr auf zu vibrieren. Meine Angst stieg schlagartig ins Unermessliche und ich löschte schnell alle Mitteilungen, ohne sie überhaupt anzuschauen. Dann klickte ich auf den Link.

Als ich den Videotitel sah, runzelte ich noch mehr die Stirn. Normalerweise handelte es sich meistens um Videos

von süßen Tieren, wenn meine Mutter mir welche schickte. Es war aber absolut noch nie vorgekommen, dass sie mir eines zeigen wollte, das länger als zwei Stunden dauerte. Der Titel machte mich noch neugieriger: »ASMR/ Atmosphäre: Reise in einen fantastischen Wald«. Ein ASMR-Video? Waren das nicht diese komischen Videos, in denen Leute flüsterten oder an Mikrofonen kratzten? Obwohl ich vorher noch nie solche Videos angeschaut hatte, hatte ich schon gehört, dass sie »super entspannend« für die einen, aber auch »super irritierend« für die anderen sein sollen. Wie ist meine Mutter auf dieses Video gekommen? Ich schob meine Müdigkeit zugunsten dieser Neugierde beiseite, die mich mit Sicherheit eines Tages noch umbringen würde, und machte das Video an.

Ich sah dort kein Mädchen, auch kein Mikro. Das Bild, das ich schon in der Miniaturansicht gesehen hatte, erschien jetzt in groß, aber bewegte sich nicht ... oder fast nicht. Es war eine Aquarellzeichnung, die ein bisschen lebendig wirkte. Ich hörte auch kein Kratzen, sondern eine ganze Symphonie von Geräuschen, die direkt aus dem Bild zu kommen schienen. Es ließ mich mitten in die Szenerie eines Dorfplatzes in einem merkwürdigen Wald eintauchen. Die Lichter Hunderter Laternen und Girlanden, die an Bäumen oder kleinen Ständen angebracht waren, leuchteten in der Dunkelheit. In der Mitte stand ein beeindruckender Springbrunnen aus weißem Marmor, dessen Wasserstrahl die Spiegelungen der Lichter im Becken durcheinanderwirbelte. Ein sanfter Wind ließ die Blätter der Bäume durch die Luft tanzen. Ich hörte von weit her das Echo der Gespräche und des Lachens

der Leute rund um den Brunnen. Elfen, Zauberer und Magierinnen standen in märchenhaften Kleidern herum. Diese schienen aus hauchdünnen Stoffen gemacht zu sein. Die Perlen und Edelsteine der Stickereien ähnelten Sternen, die man sich extra dafür ausgeliehen hatte.

Alles war so friedlich. Bevor ich es überhaupt merkte, waren schon die ersten fünf Minuten des Videos vorbei. Meine Mutter hatte wieder einmal einen Weg gefunden, mich zu beruhigen, ohne dass ich sie irgendwie darum gebeten hätte. Zum ersten Mal seit langem fühlte ich mich ruhig und friedlich. Ich vergaß meine Angst, meine Prüfung und dass ich aufgegeben hatte. Stattdessen schloss ich die Augen und ließ mich vom sanften Klang des Feengeklingels, dem Plätschern des Wassers und dem Wind in den Blättern dieses Zauberwaldes in den Schlaf wiegen.

*

Die Geräusche, die mich aus meinem Schlaf rissen, hatten nichts mit denen zu tun, die mich zum Einschlafen gebracht hatten. Leute schrien und rannten in alle Richtungen. Ich hörte Metall aufeinander reiben und das prasselnde Geräusch eines mächtigen Feuers. So viele Geräusche, die in meinem Zimmer nichts zu suchen hatten. War etwa ein anderes ASMR-/Stimmungsvideo angegangen, mit dem Motto „Mittelalterlicher Kampf“? Die Augen noch halb geschlossen, setzte ich mich wieder auf und versuchte richtig wach zu werden. Das war eine sehr schlechte Idee. Ohne zu verstehen, wie oder warum,

führte diese plötzliche Bewegung dazu, dass ich herunterfiel: nicht einfach nur auf meinen Teppichboden, sondern auf kaltes Pflaster. Mein Steißbein verkraftete diese harte Landung nur schwer und ließ mich vor Schmerzen aufstöhnen. Als ich über mich schaute, sah ich den Stoff einer weißen Hängematte, befreit von meinem Gewicht, zwischen zwei Bäumen hin- und schaukeln. Eine Hängematte?

»Ohje, was für ein Sturz! rief eine weibliche Stimme, die auf mich zu kam. Geht's?«

Vor mir stand eine Frau in einem prächtigen mitternachtsblauen Kleid, das mit Sternen- und Sternbildmotiven bestickt war. Ihr Gesicht kam mir auf seltsame Weise bekannt vor... Ich sah sie einige Sekunden lang verwirrt an, bevor ich sie erkannte: – Mama?

Ohne Zweifel. Das war meine Mutter. Ich wurde immer verwirrter. Jede Bewegung im Hintergrund zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich war definitiv nicht mehr in meinem Zimmer, sondern mitten auf dem schönen Platz in dem Video. Derselbe Springbrunnen, dieselben Kostüme, dieselben Bäume und Laternen. Diesbezüglich war kein Zweifel möglich. Ich kniff mich noch einmal, aber ich spürte keinen Schmerz – was mir zu den ersten beiden Erleuchtungen verhalf, seitdem ich wach war. Erstens stimmte also das Gerücht wirklich, dass man im Traum keinen Schmerz verspürte und zweitens träumte ich also tatsächlich. Ich nahm die Hand, die mir meine Mutter entgegenstreckte, und stand auf. Ich sah mich weiter um.

Mein Unterbewusstsein hatte sich einige Freiheiten herausgenommen, was die Landschaft und die ursprüngliche Stimmung betraf. Anders als im Video, waren die Personen in dieser Version überhaupt nicht unbeweglich oder untätig. Eher das Gegenteil. Alle rannten hin und her, schienen in Eile und trugen etwas, was nach Waffen aussah. Ich sah zum Beispiel ein Mädchen rennen, das beladen war mit Dutzenden von feinen Silberschwertern, die in einen bunten orientalischen Teppich gewickelt waren. Es war Sophie, eine meiner Kindheitsfreundinnen. Ich hatte sie lange nicht mehr gesehen. Sie rannte zu anderen Mädchen, die als Kriegerinnen gekleidet waren. Ich erkannte unter ihnen noch andere Freundinnen: Helena, Marie, Rachel. Mitten auf dem Platz war ein großes Militärzelt aufgebaut. Es bildete das Zentrum dieses Menschenwirbels.

»Juliette, es ist Zeit zu gehen!«, schrie eine Kinderstimme. Das Kind rannte auf meine Mutter zu und trug in seinen kleinen Armen eine große Rüstung, die meine Mutter sogleich anlegte.

»Ich muss wieder auf meinen Posten, Liebling. Tu solltest auch wieder dorthin gehen!«, antwortete meine Mutter und hatte plötzlich wie aus dem Nichts einen Bogen und einen Köcher in der Hand.

»Wohin?«, fragte ich sofort.

Meine Mutter verdrehte die Augen gen Himmel und seufzte. Dann fasste sie mich an den Schultern.

»Es ist bald Zeit für das letzte Gefecht. Wir sind schon so weit gekommen, wir werden jetzt nicht verlieren!«

Ihre Stimme war voller Zuversicht und Entschlossenheit, die mich innerlich wachrüttelte. Das letzte Gefecht? Was konnte damit anderes gemeint sein als meine letzte Prüfung? Hatte mein Gehirn eine Kriegsmetapher gewählt, um mir zu helfen, mit dem Stress umzugehen? Zugegeben: Das war ziemlich geglückt. Aber Prüfung oder Krieg; unter dem Strich änderte das wenig. Ich war hier aufgewacht, im Schlafanzug, genauso hilflos und ohnmächtig wie im echten Leben.

»Hör sofort auf damit!«

Meine Mutter haute mir mit ihrem Bogen auf den Kopf. Überrascht wich ich zwei Schritte zurück und öffnete den Mund, ohne ein Wort herauszubringen: Ich sah aus wie ein verzweifelter Fisch. Meine Mutter drehte sich um und rief etwas, das ich nicht verstehen konnte. Nur wenige Sekunden später unterbrach ein Dutzend gepanzerter Gestalten seine Vorbereitungen und versammelte sich hinter ihr. Ich entdeckte nur Gesichter, die mir vertraut waren. Einige überraschten mich mehr als andere: meine Freunde, meine Familie, aber auch die alte Dame, mit der ich ab und zu im Park sprach oder auch die Bäckerin aus meinem Viertel.

»Wo sind wir, Alice?«, begann meine Mutter, Anführerin dieser bunt zusammengewürfelten Gruppe, die mich für meinen Geschmack ein wenig zu intensiv anstarrte.

Äh ... in meinem Traum?«

PENG. Noch ein Schlag mit dem Bogen auf meinen werten Schädel.

»Aua. Keine Ahnung ... in einem Zauberwald?«

»Das ist dein Königreich, du dumme Gans!«, schrie mich Marie an, mit der gleichen Energie, die sie schon in der Grundschule auszeichnete.

Mit einem Fingerschnippen ließ meine Mutter Funken erscheinen, die sich auf den Bäumen rund um den Platz niederließen. Dann verblassten sie wieder und gaben den Blick frei auf eine atemberaubende Aussicht: Der Platz lag auf einem Hügel, der von großen bläulich gefärbten Grasflächen umgeben war. Dutzende von Gebäuden, eines beeindruckender als das andere, waren über die noch halb wilde Landschaft verteilt: eine Doppelpyramide, die von Tausenden bunten Kugeln erleuchtet wurde, ein japanisches Dojo, über dem Hunderte von dünnen schwarzen Bändern schwebten, ein Schloss mit blumenbedeckten Dächern... Trotz der auffallenden Unterschiede zwischen den verschiedenen Gebäuden, herrschte eine seltsame Harmonie, die wahrscheinlich durch die großen Flächen unberührter Natur um sie herum begünstigt wurde.

»Du warst nie machtlos, Alice. Schau doch, was du schon alles erreicht hast!«, rief die Bäckerin.

Als ich diese Gebäude betrachtete, tauchten Erinnerungen auf, die ich in meinem Unterbewusstsein vergraben hatte. Die Zeugnisübergabe in der Grundschule und im Gymnasium, der schwarze Gürtel in Karate, den ich nach Jahren intensiven Trainings erreicht hatte, dieses eine Mal, als ich meinen ganzen Mut zusammengenommen hatte, um Marie und Helene kennenzulernen. ... Da stand ich also und musste zugeben, dass ich gerade nicht zum ersten Mal einer Herausforderung gegenüberstand, die mir unmöglich erschien. Ich spürte eine Hand, die

sich auf meine Schulter legte. Meine Mutter zeigte auf eine Baustelle, die halb im dunklen, bedrohlich wirkenden Nebel versank.

»Schau, dafür kämpfen wir heute«, flüsterte sie.

Ich schaute sie perplex an. Die Baustelle, auf die sie zeigte, schien riesig. Gerüste waren bereits aufgestellt worden und auf dem noch nackten Asphalt befand sich ein sorgfältig aufgebautes Materiallager.

»Dieses Mal ist es anders«, murmelte ich. »Ich hatte nicht genug Zeit, ich weiß gar nichts ...«

»Was erzählst du da?«, brummte meine Mutter und deutete mit ihrem Bogen auf das ganze Baumaterial. »Und was ist dann das da, deiner Meinung nach?«

Verblüfft ging ich näher an das Lager mit den Metallträgern. Zu meiner großen Überraschung entdeckte ich, dass ganze Absätze aus meinen Chemie-Unterlagen auf den Trägern standen. Ebenso auf den Holzbrettern ... und selbst auf den Gerüsten.

»Lass dich durch die Angst und den Stress nicht aus der Ruhe bringen. Hab Vertrauen in die Arbeit, die du geleistet hast«, sagte meine Mutter und schnippte mit den Fingern.

Wenige Sekunden später, umgab ihre Hand ein magischer Dunst. Tausende von kleinen glitzernden Partikeln umtanzten ihre Finger und ordneten sich in einer Reihe an. Meine Mutter blies sanft darauf, wodurch sie sich auflösten und es zeigte sich ... ein Schwert. Meine Mutter schaute mich mit lachender Miene an, als sie mein schockiertes Gesicht sah.

»Es ist höchste Zeit, wieder zu den Waffen zu greifen, mein Schatz.«

Ich konnte es nicht glauben. Es war unmöglich, den Gegenstand, den mir meine Mutter entgegenstreckte, nicht zu erkennen. Die Schneide war nicht silbern, sondern gelb ... neongelb. Mit der abgeschrägten Spitze und dem schwarzen Griff hatte ich meinen wiederauferstandenen gelben Leuchtmarker vor mir, kraftvoller als je zuvor. Nach kurzem Zögern nahm ich die Waffe, die mir meine Mutter entgegenstreckte, und ich fühlte, wie im Film, eine Energiewelle durch mich hindurch fließen. Ich war Arthur, wie er Excalibur schwang. Ich war stark und selbstbewusst. Als Zeichen meiner neuen Gefühle, wurde der Schlafanzug, den ich bis jetzt getragen hatte, zu einer prächtigen Rüstung. Ich konnte die Aufregung und Ungeduld der Gruppe vor mir spüren, die mich begleitet hatte. So hob ich, trotz der Angst und des Stresses, die ich weiterhin verspürte, mein Schwert und stieß einen Kriegsschrei aus, der im ganzen Königreich widerhallte, bevor ich mich in den Nebel stürzte.

*

„ALICE! ALICE! MACH DEINE TÜR AUF!“

Ich war wieder in meinem Zimmer und wurde von den panischen Rufen meiner Mutter empfangen. Ich hievte mich aus dem Bett, rannte zu meiner Tür und schloss sie auf.

»Was ist los?«

»Wie? ›Was ist los?‹ Du hast gerade 10 Sekunden lang wie ein abgestochenes Schwein geschrien! Willst du, dass ich einen Herzinfarkt bekomme, oder was? Wenn ich gewusst hätte, dass das ASMR-Video so auf dich wirkt, dann hätte ich dir etwas anderes geschickt!«

Ich sah meine Mutter einen Augenblick lang an und spürte, wie sich mein Herz zusammenzog. Selbst ohne Magie und ohne Kriegerinnengewand, strahlte sie diese Kraft und diesen unerschütterlichen Glauben an mich aus, wenn sie mich anschaute. Ich hatte immer gedacht, dass sie einfach nur an mich glaubte, weil ich ihre Tochter war; auf eine ganz subjektive und irrationale Weise, wie Mütter das so machen. Aber das stimmte nicht. In Wirklichkeit hatte mich meine Mutter in den letzten Monaten besser verstanden als ich mich selbst: Versunken in meiner Angst war ich subjektiv und irrational gewesen.

»Danke für das Video, Mama.«

Die Gesichtszüge meiner Mutter entspannten sich, als sie mich zum ersten Mal seit langem lächeln sah.

»Bist du bereit für deine letzte Prüfung?«

»Ich bin bereit, die Opfer meiner Leuchtmarker zu würdigen.«



16 ans, Nandrin

Manon Rousseaux

La lumière du monde

Que j'aime le calme, la douceur de la nuit. On croit assister au dernier chapitre d'un roman qui recommence chaque jour. Mais par-dessus ses coins sinistres et ses mystérieuses cachotteries, je vois ce qui l'éclaire. Cette énergie lumineuse qui lui rend sa clarté et sa pureté. La première fois que je suis sorti pour les observer, les étoiles, j'en ai eu terriblement peur. J'étais effrayé par leur immensité. Elles m'opressaient, comme si, elles aussi, me regardaient. Je me rappelle m'être caché derrière maman. Sa longue robe en soie noire la confondait avec la noirceur des horizons. Elle avait ri de mes appréhensions. Puis, d'un geste de douceur dont seules les mères sont capables, elle m'a porté sur ses épaules fragiles et m'a murmuré : « Plus tu les approcheras, moins elles t'effrayeront. Je te le promets ». En ce temps-là, la phrase résonnait dans ma tête avec une totale incompréhension. J'avais une confiance aveugle dans les paroles de maman, alors je n'ai pas cherché à les comprendre ou à les contredire. J'ai suivi ses mots à la lettre et j'ai essayé d'approcher les étoiles assez près pour qu'elles entendent mes murmures.

Tous les ans je me rendais chez ma grand-mère pour les vacances d'été. Elle n'a malheureusement pas pu échapper à mon enthousiasme étouffant pour ma nouvelle passion. Sa patience m'émerveillait. C'était une femme qui avait accompli de grandes choses et mené une vie exemplaire malgré les difficultés. Je ne la ménageais pas. Je sautais partout et à tout-va durant toute la journée. Un supplice que mes jambes n'ont jamais apprécié. Durant la nuit, je sortais de notre vieille chaumière par la petite fenêtre du débarras. J'empruntais des sentiers menant au village cher-

chant les endroits les plus hauts du relief. Avec le temps, c'était devenu plus qu'une habitude, plutôt une obsession. Je grimpais sur les toits des maisonnettes et montais tout en haut du clocher de l'église. Mes sorties nocturnes rendaient maman et ma grand-mère folles d'inquiétude. Derrière la fascination exaltante de cet infini lumineux se cachait une angoisse sous-jacente très inconfortable. J'étais obsédé par l'idée que les étoiles m'observaient dès que j'avais le dos tourné. Leur autorité était, à mes yeux, un poids de plus en plus lourd à porter. Je sentais leur présence quand la nuit recouvrait le ciel. J'avais cette horrible impression qu'elles pouvaient me tomber dessus à tout moment. Ce sentiment renforçait mes craintes. Je tentais de découvrir, à l'aide de ce que je voyais, comment se manifestait cette autorité. Quelles étaient les raisons matérielles de ma peur ? Était-ce l'ambiance morose et mélancolique amenée par la pluie ? Le brouillard, rempli de mystère et d'inconnu ? Ou encore l'orage, symbole de colère et de puissance ? Je me réconfortais en pensant que si elles s'attaquaient au monde entier, je n'étais pas susceptible d'être directement visé. Malgré ça, je m'excusais sans cesse d'un possible sentiment de rancœur qu'elles auraient pu éprouver envers moi. Elles devaient être pudiques à force de subir les milliards de regards prêts à les juger sans scrupule. Voulant m'approcher de trop près, j'ai cru avoir éveillé une rancœur qui les pousserait à m'en vouloir. Ces troubles passagers ne m'empêchaient pas de me cultiver sur le sujet et de l'aborder avec l'entière de mon entourage. J'avais soumis l'idée d'une activité ludique sur le thème des étoiles à ma maîtresse. Elle avait trouvé mon

intérêt fascinant pour mon jeune âge. Une sortie scolaire fut alors organisée dans un musée consacré à l'espace à quelques kilomètres du village. L'expérience m'avait abasourdi. L'intérieur était semblable au vide infini qui t'accompagne sur le chemin de tes rêves. La beauté des représentations m'avait ému aux larmes.

Cependant, un détail avait mis mon envoûtement en suspens : un homme perdu au milieu de cette magie. Il avait un air paisible sous son casque noir et sa combinaison blanche. J'ai dû mettre ma raison à l'épreuve pour admettre que les photos n'étaient pas retouchées et qu'il avait bel et bien marché sur la lune. J'étais sûrement jaloux de ne pas avoir été le premier. J'avais cette sensation stupide de manquer de culture. Mes camarades riaient de moi en disant que j'étais dans la lune. J'ai trouvé l'expression ironiquement appropriée. Même si pour moi c'était utopique et imagé, quelqu'un l'avait vraiment réalisé. Par conséquent, j'avais le devoir de m'appliquer le plus soigneusement possible à creuser les mystères de cet homme en blanc et voir quelle vérité valait la peine d'être racontée. Le temps filait comme un train à grande vitesse. Plus je connaissais de choses, plus je voulais en apprendre. Mes objectifs étaient réduits à une liste à accomplir pour avoir une mince chance de me justifier et de donner la possibilité à toutes les étoiles de me pardonner. J'étais déjà assez aguerri pour supporter les problèmes d'une réalité plus mature. Ils étaient d'ailleurs sur ma liste. L'un d'eux, sûrement le plus désolant, était le peu de choix qui s'offrait à moi concernant les formations pour devenir astronaute. J'avais fait des recherches approfondies sur le sujet. Il fal-

lait partir loin de la maison. J'étais peut-être jeune, mais j'avais le sens des responsabilités. Du moins, je le croyais.

Heureusement, le temps ne me faisait pas peur. Le futur me paraissait bien loin avec encore beaucoup de ressources pour trouver des solutions aux éventuels problèmes. Je dessinais les lignes de mon avenir avec le sourire et l'innocence la plus pure de l'enfance. J'avais même transfiguré les choses concrètes et banales du quotidien par la beauté de l'imagination. Je trouvais une certaine grâce en métamorphosant la voiture en navette spatiale, la machine à laver en trou noir ou encore les sauts sur le lit en bonds en apesanteur. Tout se transformait et prenait une autre fonction que je jugeais bien plus intéressante.

Malgré tout le bonheur qui m'était destiné, un manque avait envahi l'entièreté de la maison. Et maman avec. J'avais tenté de nombreuses fois de la regarder mais elle ne changeait pas de visage. Qu'importait l'investissement qu'elle mettait pour le cacher, ce n'était plus la même personne. Ses yeux étaient vides. Ni tristes, ni rien. Juste le néant dans ses pupilles noir charbon. On pouvait apercevoir son âme au travers. Elle était tourmentée certes, mais surtout éteinte. Elle avait la capacité d'emmener les malheureux qui essayaient de l'approcher au bord d'un gouffre sinistre rempli de haine et de tristesse.

Maman laissait une trace derrière elle. Une sorte de longue fumée difforme qui criait désespérément à l'aide. Elle suffoquait chaque jour un peu plus en la respirant. Le calme créait un tel inconfort que je n'ai pas pu accepter son silence lorsque je lui ai demandé l'origine de toute cette souffrance. Elle a fini par céder. Elle a essayé, en

vain, de trouver les mots appropriés. Sa voix saccadée, meurtrie par les pleurs rendait la compréhension difficile. Son souffle se coupait à chaque fois qu'elle intervenait sur le mot partir. Ma grand-mère était partie. Un long voyage interminable qui ne s'arrête pas pour regarder en arrière.

Son discours n'engageait rien d'intéressant lorsque je l'ai entendu. J'y ai accordé tout de même mon attention car il semblait avoir des conséquences colossales sur l'humeur de maman. De longs jours durent passer pour que je ressente enfin un manque tiraillant à l'estomac. Il s'amplifiait en observant mes camarades heureux de retrouver leurs grands-parents à la sortie de l'école. Chaque câlin, chaque sourire épuisait le peu de joie qu'il me restait. Même le temps se permettait de voler mes souvenirs.

J'étais en colère contre les étoiles. Celles qui m'avaient tant appris préféraient maintenant m'inculquer l'injustice. Elles saignaient les faiblesses de chacun et n'éprouvaient aucun regret à cet égard. Elles me narguaient avec leur blancheur remplie de malice, amusées de voir souffrir les êtres inférieurs qu'elles manipulaient. Avec une subtilité déconcertante, elles se cachaient durant le jour pour laisser place à l'illusion du retour au calme. Mais la nuit tombée, elles revenaient tels les êtres féroces responsables du destin. Ma rage troublait mon jugement. La période de fascination était révolue. Une véritable passion effacée sans que je n'aie rien à regretter. Ma seule question portait sur la raison de cette déraisonnable vengeance. Personne ne méritait d'être brisé parce qu'il était passionné. Ces astres m'avaient tout pris, jusqu'au dernier espoir qu'une justice existe.

J'aimais beaucoup le blanc, avant. C'était la couleur des astronautes. Ce jour-là, j'étais vêtu de noir et, l'espace d'un instant, j'ai ressenti la dureté et la violence que ces vêtements m'obligeaient à porter avec eux. Ils me fatiguaient, ils me rendaient faible. Peut-être était-ce juste les tourments amers que le deuil m'avait fait subir. Je ne le saurais jamais. Le miroir dans lequel mon reflet était dessiné m'effrayait. Je me dévisageai, constatant avec désespoir que mon regard était similaire à celui de maman. Le vide m'avait envahi, le chagrin m'avait détruit. La voiture, la machine à laver étaient redevenues les banalités qui montrent la vie telle qu'elle est, insipide. Ces objets s'étaient écroulés sous la force de la fureur qui m'affligeait. Je ne pouvais plus penser. Pas depuis que maman m'avait annoncé la terrible nouvelle. Le son des cloches de l'église bourdonnait dans mes oreilles. Mes proches marchaient calmement et silencieusement pour s'asseoir et écouter le prêtre.

J'avais trouvé la cérémonie trop longue pour si peu de vérités. Dieu n'allait pas accueillir ma grand-mère. Elle monterait jusqu'aux étoiles et comprendrait que la faute, qui la privait de tout ce pourquoi elle était heureuse, me revenait. J'aurais tellement aimé l'enlacer une dernière fois. Sentir ses mains délicates passer sur mes cheveux en bataille. Imprégner mes vêtements de son odeur de biscuit bien cuit. Poser ma tête sur la sienne et lui chuchoter des mercis pour tous les cadeaux qu'elle a pu m'offrir. Une immense nostalgie m'avait parcouru l'entièreté du corps. D'une tentative inutile, je me suis levé brusquement cherchant à sortir de l'église. Tous les cris que clamaient les

esprits en perte résonnaient dans ma tête. Ma respiration se faisait difficile et mon cœur s'était serré ardemment. Je cherchais désespérément une sortie à cet enfer. En proie à la détresse, j'avais jeté un regard à maman. Elle avait mis sa main sur mon épaule. Elle m'avait transmis, par son geste, l'opposé d'un soutien. Le poids de son essence blessée m'avait enterré sous terre. Le geste avait au moins eu le bénéfice de me calmer. Les discours et hommages prenaient fin. Nous sommes remontés dans la voiture d'un pas nonchalant. Je cogitais pour combler le mutisme complet de maman. Mes angoisses avaient ravivé les émotions disparues depuis longtemps. Mon esprit s'évertuait à chercher un sens à cet abus de pouvoir. Je voulais des réponses concrètes issues de ces reines du ciel.

Le trajet me parut une éternité. Ma tête cognait la vitre à cause des imperfections de la route et la buée créée par l'humidité devenait de plus en plus opaque. Le bruit des gouttes de pluie s'était mêlé au silence oppressant qui régnait dans le véhicule. Ce fut le dernier moment que j'ai trouvé apaisant. J'espérais fermer les yeux et partir du cauchemar.

On s'arrêta devant une station-service. J'avais fait semblant de dormir afin de laisser maman se concentrer sur elle pour une fois. La buée avait disparu. Elle avait laissé une place transparente qui me permettait de fixer le compteur de la pompe. Les chiffres défilaient tout comme mes pensées. Il était dommage qu'on ne puisse pas arrêter de raisonner juste en retirant les informations, comme le mécanisme d'une pompe à essence.

Mon obsession avait conduit à beaucoup d'idées prometteuses mais une seule était garantie. Encore blessé par la peine, je n'ai pas été capable de trouver d'autres alternatives. Je suis sorti de la voiture, nébuleux. Concentrée à payer le diesel, maman a fait abstraction de ma fuite furtive. Quelques secondes sont passées avant qu'un instinct vienne ralentir mes forces. Je me suis regardé, hésitant, dans les larges flaques du trottoir. Un torrent de pluie s'abattait sur la route abîmée. J'étais obstiné. Une seconde, j'ai regardé maman et son visage que je n'avais plus vu apaisé depuis un long moment. L'eau lui profilait une magnifique posture courbée. Son ombre se séparait avec élégance du reste de la vue.

Deux secondes. J'ai avancé prudemment pour quitter la bordure sur laquelle je me tenais. Elle était le dernier garde-fou qui me retenait de suivre mon intuition... Mes bras étaient engourdis et ma chevelure ruisselait le long de mon cou. Je ne tremblais ni de froid, ni de peur. Persuadé de ma solution pour obtenir mes réponses, je me sentais fier et courageux. Le sacrifice d'un garçon pour apporter le savoir à l'humanité. J'allais être le premier. J'ai refermé les yeux, cette fois-ci me portant dans un rêve. Je me suis tenu droit face à la route, à mon destin, à la lumière et j'ai laissé les phares s'approcher. Il m'a semblé entendre crier. Peut-être ai-je confondu le cri de détresse d'une mère et le bruit assourdissant d'un Klaxon.

Je me suis envolé. J'ai flotté parmi des boules massives que je ne craignais plus. Leurs secrets étaient dévoilés. Elles prenaient place confortablement pour observer les

aléas de la vie sans avoir d'influence particulière. Je les ai comprises. C'est en brillant que j'ai vu le véritable sens de la lumière. Habiter parmi les étoiles m'empêchera de faire partie des êtres illuminés. Les véritables étincelles sont les hommes. Ils scintillent de connaissances et d'émotions. J'étais fasciné par quelque chose dont je faisais déjà partie. Ce qui me rendait heureux, ce n'était pas les étoiles, c'était ce qui resplendissait en grand-mère et en maman. Aujourd'hui, je souris avec innocence, comme l'enfant que je suis. Car je sais que d'autres étoiles me regardent aussi. Elles s'émerveillent attendant de me voir passer. Elles font des vœux que j'emmène avec moi dans l'éternité.

Que j'aime le calme, la douceur de la nuit. On croirait assister au dernier chapitre d'un roman qui recommence chaque jour. Mais par-dessus ses coins sinistres et ses mystérieuses cachotteries, je vois ce qui l'éclaire. Cette énergie lumineuse qui lui rend sa clarté, sa pureté. J'ai demandé pardon aux étoiles. À mes étoiles. Aux astres qui rendaient ma vie si belle et pleine de sens. Pour tout ce que j'aurais pu apprendre en calmant mon enthousiasme, en ne voulant pas grandir trop vite. Prendre le temps de voir ce qui vous pousse dans la lumière de la réussite. C'est un pardon éternel, qu'elles n'endenteront jamais.

Manon Rousseaux

Het licht van de wereld

Uit het Frans vertaald door
Lola Bertels

Wat hou ik van de rust, de zachtheid van de nacht. Het is alsof je getuige bent van het laatste hoofdstuk van een roman die elke dag opnieuw begint. Maar boven zijn donkere hoeken en mysterieuze geheimenissen zie ik wat hem licht geeft. Die schitterende energie die hem zijn helderheid en puurheid verleent.

De eerste keer dat ik naar buiten ging om de sterren te zien, was ik er verschrikkelijk bang van. Ik was bevreesd door hun onmetelijkheid. Ze benauwden me, alsof zij ook naar mij keken. Ik herinner me dat ik me achter mama verstopte. Haar lange jurk van zwarte zijde deed haar opgaan in het zwarte van de horizon. Ze had gelachen om mijn angst. Daarna tilde ze me, met een liefdevol gebaar zoals alleen moeders dat kunnen, op haar frêle schouders en fluisterde ze me toe: ‚Hoe dichter je bij ze komt, hoe minder ze je bang zullen maken. Beloofd.‘ Destijds echode die zin in mijn hoofd zonder dat ik er iets van begreep. Ik had een blind vertrouwen in mama’s woorden, dus ik deed geen poging ze te begrijpen of tegen te spreken. Ik volgde haar woorden letterlijk op en probeerde zo dicht bij de sterren te komen dat ze mijn gefluister zouden horen. Elk jaar ging ik naar mijn grootmoeder tijdens de zomervakantie. Helaas kon ze niet ontsnappen aan mijn verstikkende enthousiasme voor mijn nieuwe passie. Haar geduld verwonderde me. Ze was een vrouw die grootse dingen had verwezenlijkt en een voorbeeldig leven had geleid ondanks de moeilijkheden. Ik ontzag haar niet. De hele dag door sprong ik overal en ongeremd rond. Een kwelling die mijn benen nooit fijn vonden. ‚s Nachts sloop ik uit onze oude hoeve via

het kleine raam van het berghok. Ik nam kleine paden naar het dorp, op zoek naar de hoogste plaatsen in het landschap. Na een tijd werd het meer dan een gewoonte, veeleer een obsessie. Ik klom op de daken van de huisjes en ging helemaal naar de top van de klokkentoren van de kerk. Mijn nachtelijke uitjes maakten mama en mijn grootmoeder gek van bezorgdheid.

Achter de opwindende fascinatie voor deze schitterende oneindigheid ging een onderliggende en uiterst onaangename angst schuil. Ik was in de ban van de gedachte dat de sterren me in de gaten hielden zodra ik ze mijn rug toekeerde. Hun macht was, in mijn ogen, een last die steeds zwaarder om te dragen was. Ik voelde hun aanwezigheid wanneer de nacht het zwerk bedekte. Ik had de vreselijke indruk dat ze elk ogenblik boven op mij konden vallen. Dat gevoel vergrootte mijn vrees. Ik probeerde te ontdekken, op basis van wat ik zag, hoe deze macht zich manifesteerde. Wat waren de tastbare redenen van mijn angst? Was het de sombere en melancholische sfeer die de regen bracht? De mist, vol mysteries en onbekendheid? Of het onweer, symbool van razernij en kracht? Ik troostte mezelf met de gedachte dat als ze de hele wereld aanvielen, ik waarschijnlijk geen rechtstreeks doelwit was. Desondanks verontschuldigde ik me onophoudelijk voor een mogelijke wrok die ze tegen mij konden koesteren. Ze waren vast terughoudend door constant de miljarden blikken te verduren die klaar stonden om ze zonder scrupules te veroordelen. Door te dichtbij te willen komen, dacht ik een wrok te hebben aangewakkerd waardoor ze het me kwalijk zouden nemen.

Deze tijdelijke problemen weerhielden me er niet van me in het onderwerp te verdiepen en mijn hele omgeving erbij te betrekken. Ik had een idee voor een ludieke activiteit over het thema sterren voorgelegd aan mijn juf. Ze vond mijn interesse fascinerend voor mijn jonge leeftijd. Er werd een schoolreisje georganiseerd naar een museum over de ruimte, een paar kilometer buiten het dorp. De ervaring verbijsterde me. De binnenkant leek op de oneindige leegte die je begeleidt op de weg naar je dromen. De schoonheid van de afbeeldingen ontroerde me tot tranen toe. Toch had een detail mijn betovering onderbroken: een mens, verloren in die magie. Hij zag er rustig uit onder zijn zwarte helm en witte pak. Ik moest mijn uiterste best doen om te erkennen dat de foto's niet bewerkt waren en dat hij inderdaad echt op de maan had gelopen. Ik was ongetwijfeld jaloers dat ik niet de eerste was geweest. Ik had het stomme gevoel onwetend te zijn. Mijn vrienden lachten om me en zeiden dat ik zweverig deed. Ik vond de woordkeuze pijnlijk gepast. Voor mij mocht het dan wel utopisch en schilderachtig zijn, iemand had het echt gedaan. Daarom was het mijn plicht om me er zo zorgvuldig mogelijk op toe te leggen de mysteries van deze man in het wit te ontrafelen en te ontdekken welke waarheid de moeite waard was om verteld te worden.

De tijd raasde voort als een sneltrein. Hoe meer ik wist, hoe meer ik wilde leren. Mijn doelen waren teruggebracht tot een afvinklijst om een waterkans te hebben mezelf te rechtvaardigen en alle sterren de mogelijkheid te geven me genade te schenken. Ik was al genoeg gehard om de

problemen van een rijpere realiteit te kunnen verdragen. Ze stonden trouwens op mijn lijst. Een ervan, zonder twijfel het meest bedroevende, was hoe weinig keuzes ik had wat betreft opleidingen om astronaut te worden. Ik had diepgaand onderzoek gedaan naar het onderwerp. Ik moest ver weg van huis gaan. Ik was misschien jong, maar ik wist waar mijn verantwoordelijkheid lag. Of dat dacht ik tenminste. Gelukkig joeg de tijd me geen schrik aan. De toekomst leek me nog ver weg, met nog vele manieren om oplossingen voor eventuele problemen te vinden. Ik tekende de contouren van mijn vooruitzichten met de glimlach en de zuiverste onschuld van een kind. Ik had zelfs de concrete en gewone dingen van elke dag verfraaid tot de schoonheid van de verbeelding. Het behaagde me in zekere zin de auto in een ruimteschip te veranderen, de wasmachine in een zwart gat of springen op het bed in gewichtloos huppelen. Alles transformeerde en nam een andere functie aan die ik veel interessanter vond. Ondanks al het geluk dat mij ten deel viel, was het hele huis overspoeld met een gemis. En mama ook. Ik probeerde ontelbare keren naar haar te kijken, maar haar gezicht veranderde niet. Hoe ze het ook probeerde te verbergen, ze was niet meer dezelfde persoon. Haar ogen waren leeg. Niet droevig, niet iets anders. Louter leemte in haar koolzwarte pupillen. Je kon haar ziel erdoorheen zien. Ze was ongetwijfeld gekweld, maar vooral uitgedoofd. Ze was in staat om de ongelukkigen die haar probeerden te benaderen naar de rand van een duistere afgrond vol haat en treurnis mee te nemen. Mama liet een spoor na. Een soort lange, wanstaltige rookpluim

die wanhopig om hulp riep. Ze stikte elke dag een beetje meer door hem in te ademen. De rust veroorzaakte zo'n ongemak dat ik haar zwijgen niet kon aanvaarden toen ik haar naar de oorzaak van al dit lijden vroeg. Uiteindelijk zwichtte ze. Ze probeerde, tevergeefs, de gepaste woorden te vinden. Ze sprak hortend en stotend, haar tranen verstikten haar stem, waardoor ze moeilijk te verstaan was. Haar ademhaling stokte telkens als ze bij het woord heengaan kwam. Mijn grootmoeder was heengegaan. Een lange, eindeloze reis zonder onderbreking om achterom te kijken. Haar uitleg bood niets interessants toen ik hem hoorde. Ik luisterde er niettemin aandachtig naar omdat er grote gevolgen voor het gemoed van mama leken te zijn. Pas na een lange tijd voelde ik dan toch een gemis dat een knoop in mijn maag legde. Het groeide toen ik zag hoe gelukkig mijn vrienden waren om hun grootouders te zien aan de schoolpoort. Elke knuffel, elke glimlach vrat aan het weinige geluk dat me nog restte. Zelfs de tijd veroorloofde het zich om mijn herinneringen te stelen. Ik was razend op de sterren. Zij die me zoveel hadden geleerd, verkozen me nu een les in onrechtvaardigheid te geven. Ze misbruikten ieders zwakheden en voelden geen greintje spijt. Ze bespotten me met hun witheid vol venijn, ze hadden er plezier in de minderwaardige wezens die ze manipuleerden te zien lijden. Met een onthutsende vernuftigheid verborgen ze zich overdag om de illusie te wekken dat de rust was weergekeerd. Maar zodra de nacht viel, verschenen ze opnieuw als wrede wezens die het lot in handen hadden. Mijn woede vertroebelde mijn oordeelsvermogen. De periode van de fascinatie was voorbij.

Een ware passie was uitgeveegd zonder dat ik er iets van miste. Ik vroeg me alleen af wat de reden was van deze buitensporige wraak. Niemand verdiende het te worden gebroken omdat hij gepassioneerd was. Het gesternte had alles van me afgepakt, zelfs het laatste sprankje hoop dat er rechtvaardigheid bestaat.

Vroeger hield ik erg van wit. Het was de kleur van de astronauten. Die dag was ik in het zwart gehuld en voelde ik, heel even, de hardheid en het geweld dat die kleren me samen met hen deden torsen. Ze putten me uit, ze verzwakten me. Misschien was het enkel de bittere kwelling die ik door de rouw had ondergaan. Ik zal het nooit weten. De spiegel waarin mijn weerkaatsing zich aftekende, bangstigde me. Ik staarde naar mezelf en stelde wanhopig vast dat mijn blik op die van mama leek. De leegte had me overmeesterd, het verdriet had me vernietigd. De auto, de wasmachine waren weer gewone voorwerpen geworden die het leven tonen zoals het is, glansloos. Die spullen waren dof geworden door de kracht van de razernij die me tartte. Ik kon niet meer nadenken. Niet meer sinds mama me het vreselijke nieuws had verteld. De klank van de kerkklokken gonsde in mijn oren. Mijn naasten stapten rustig en in stilte naar hun plaats om naar de priester te luisteren. Ik vond de plechtigheid te lang voor zo weinig waarheden. God ging mijn grootmoeder niet ontvangen. Ze zou tot de sterren stijgen en begrijpen dat het mijn schuld was dat alles wat haar gelukkig maakte haar was ontnomen. Ik had haar zo graag nog een laatste keer omhelsd. Ik wilde haar fragiele handen door mijn verwarde haren voelen woelen. Ik wilde dat haar geur

van goed gebakken biscuit in mijn kleren trok. Mijn hoofd tegen dat van haar leggen en bedankjes fluisteren voor alle cadeaus die ze me had gegeven. Een immense nostalgie had zich door mijn hele lichaam bewogen. Ik stond plots op om een vergeefse poging te wagen de kerk te verlaten. Al de kreten die de achtergebleven geesten slaakten weergalmden in mijn hoofd. Ademhalen werd moeilijk en ik was zielsbedroefd. Ik zocht wanhopig een uitweg uit deze hel. Overmand door verdriet wierp ik een blik op mama. Ze legde een hand op mijn schouder. Door haar gebaar bood ze me het omgekeerde van ondersteuning. Het gewicht van haar gekwetste wezen begroef me onder de grond. Haar gebaar had op zijn minst het voordeel dat ik weer rustig werd. De redevoeringen en huldeblijken liepen op hun einde. We stapten achteloos terug in de auto. Ik piekerde om het oorverdovende zwijgen van mama te overstemmen. Mijn angsten hadden de al lang verdwenen gevoelens doen herleven. Mijn geest sloofde zich uit om te achterhalen wat de zin was van dit machtsmisbruik. Ik wilde concrete antwoorden van die koninginnen van de hemel.

De reis leek me eindeloos lang. Mijn hoofd bonkte tegen de ruit door de imperfecties in de weg en de wasem door de vochtigheid werd steeds ondoorzichtiger. Het geluid van de regendruppels mengde zich met de benauwende stilte die in het voertuig heerste. Dat was het laatste moment dat ik geruststellend vond. Ik hoopte dat ik door mijn ogen te sluiten uit de nachtmerrie zou ontsnappen. We stopten bij een benzinstation. Ik deed alsof ik sliep zodat mama zich voor een keer op zichzelf

kon concentreren. De wasem was verdwenen. Ze had een transparante plek achtergelaten waardoor ik de meter van de pomp kon zien. De cijfers volgden elkaar op zoals mijn gedachten. Hoe jammer dat we niet kunnen stoppen met denken en gewoon informatie registreren, zoals het mechanisme van een benzinepomp.

Mijn obsessie had tal van veelbelovende ideeën voortgebracht, maar slechts een zou zeker werken. Nog gekwetst door het verlies was ik niet in staat om alternatieven te vinden. Ik stapte verward uit de auto. Mama was te druk bezig met de brandstof betalen om mijn stiekeme ontsnapping op te merken. Er gingen een paar tellen voorbij voordat een instinct mijn krachten deed afnemen. Ik keek twijfelend naar mezelf in de grote plassen op het trottoir. Er viel een stortbui op de gehavende weg. Ik was vastberaden. Gedurende een seconde keek ik naar mama en haar gezicht dat ik sinds lang niet meer zo rustig had gezien. Het water tekende haar gebogen houding prachtig af. Haar silhouet onderscheidde zich elegant van de rest van de omgeving.

Twee seconden. Ik stapte voorzichtig voort en verliet de kant van de weg waar ik stond. Het was de laatste hindernis die me ervan weerhield mijn intuïtie te volgen ... Mijn armen waren gevoelloos en mijn haren golfdn in mijn nek. Ik rilde niet, noch van kou, noch van angst. Ik was overtuigd van mijn oplossing om mijn antwoorden te krijgen en voelde me trots en dapper. Een jongen die zich opoffert om de mensheid kennis te schenken. Ik zou de eerste zijn. Ik sloot mijn ogen opnieuw, deze keer gleeed ik

in een droom. Ik rechtte mijn rug tegenover de weg, mijn lot, het licht en ik liet de koplampen dichterbij komen.

Het leek alsof ik een schreeuw hoorde. Misschien verwarde ik de noodkreet van een moeder met de oorverdovende klank van een claxon.

Ik vloog door de lucht. Ik zweefde tussen compacte bollen die ik niet meer vreesde. Hun geheimen waren onthuld. Ze namen rustig plaats om de toevalligheden van het leven te observeren zonder speciale invloed te hebben. Ik begreep ze. Door te stralen zag ik de ware zin van het licht in. Tussen de sterren wonen belet me om tot de verlichte zielen te behoren. De echte glinsteringen zijn de mensen. Ze schitteren door kennis en emoties. Ik was gefascineerd door iets waar ik al toe behoorde. Wat me gelukkig maakte, waren niet de sterren, maar wat er in grootmoeder en mama fonkelde. Vandaag glimlach ik onschuldig, als het kind dat ik ben. Want ik weet dat andere sterren ook naar mij kijken. Ze wachten opgetogen tot ik voorbijkom. Ze doen wensen die ik met me meeneem in de eeuwigheid.

Wat hou ik van de rust, de zachtheid van de nacht. Het lijkt alsof je getuige bent van het laatste hoofdstuk van een roman die elke dag opnieuw begint. Maar boven zijn donkere hoeken en mysterieuze geheimenissen zie ik wat hem licht geeft. Die schitterende energie die hem zijn helderheid, zijn puurheid verleent. Ik heb vergiffenis gevraagd aan de sterren. Aan mijn sterren. Aan het gesternte dat mijn leven zo mooi en betekenisvol maakte. Voor alles wat ik had kunnen leren als ik mijn enthousiasme had getemperd, als ik niet te snel had willen opgroeien.

De tijd nemen om te zien wat je naar het licht van het succes voert. Het is een eeuwige vraag om vergeving, die ze nooit zullen horen.

Manon Rousseaux

Das Licht der Welt

Aus dem Französischen von
Theresa Benkert

Wie sehr liebe ich die Ruhe, die Milde der Nacht. Man glaubt, das letzte Kapitel eines Romans mitzuerleben, der jeden Tag aufs Neue beginnt. Doch über ihren düsteren Ecken und mysteriösen Geheimniskrämereien sehe ich, was sie erhellt. Diese Lichtenergie, die ihr Helligkeit und Klarheit verleiht.

Als ich zum ersten Mal hinausgegangen bin, um sie zu beobachten, um die Sterne zu beobachten, hatte ich schreckliche Angst. Ich fürchtete mich vor ihrer Unermesslichkeit. Sie beklemmten mich, als schauten auch sie mich an. Ich erinnere mich noch, wie ich mich hinter Mama versteckt habe. Ihr langes schwarzes Seidenkleid ließ sie mit der Schwärze des Horizonts verschmelzen. Sie hatte über meine Ängstlichkeit gelacht. Dann hat sie mich mit einer dieser sanften Gesten, zu der nur Mütter fähig sind, auf ihre zerbrechlichen Schultern gehoben und mir zugeflüstert: »Je näher du ihnen kommst, desto weniger Angst machen sie dir. Versprochen.« Damals hallte der Satz völlig unverständlich in meinem Kopf nach. Ich vertraute Mamas Worten blind, deshalb habe ich mich nicht bemüht, sie zu verstehen oder ihnen zu widersprechen. Ich habe ihre Worte genauestens befolgt und versucht, mich den Sternen weit genug zu nähern, damit sie mein Flüstern hören. Jedes Jahr verbrachte ich die Sommerferien bei meiner Großmutter. Sie konnte sich meiner erdrückenden Begeisterung für meine neue Leidenschaft leider nicht entziehen. Ich bewunderte ihre Geduld. Sie war eine Frau, die Großes geleistet und trotz aller Mühen ein vorbildliches Leben geführt hatte. Ich nahm keine Rücksicht auf sie. Ich hüpfte überall un-

gestüm und unentwegt herum. Eine Tortur, die meine Beine nie besonders geschätzt haben. Nachts stieg ich aus dem kleinen Fenster der Abstellkammer unserer alten strohgedeckten Hütte. Ich folgte den Pfaden, die zum Dorf führten, auf der Suche nach den höchstgelegenen Punkten. Mit der Zeit war es mehr als eine Angewohnheit geworden, eher eine Besessenheit. Ich kletterte auf die Dächer der Häuschen und stieg bis hinauf zum Kirchturm. Meine nächtlichen Streifzüge trieben Mama und meine Großmutter fast in den Wahnsinn vor Sorge.

Hinter dieser mitreißenden Faszination für die leuchtende Unendlichkeit verbarg sich eine tiefer liegende, sehr unangenehme Angst. Ich war besessen von der Vorstellung, dass die Sterne mich beobachteten, sobald ich ihnen den Rücken zukehrte. Ihre Macht war in meinen Augen eine immer schwerer zu tragende Last. Ich spürte ihre Gegenwart, wenn die Nacht den Himmel bedeckte. Und hatte die entsetzliche Ahnung, dass sie jeden Moment über mich herfallen würden. Dieses Gefühl verstärkte meine Befürchtungen noch. Ich versuchte mithilfe dessen, was ich sah, zu enthüllen, wie sich diese Macht äußerte. Was waren die konkreten Gründe für meine Angst? War es die gedrückte und schwermütige Stimmung, die der Regen mit sich brachte? Der Nebel voller Geheimnis und Unbekanntem? Oder das Gewitter, ein Zeichen für Zorn und Stärke? Ich tröstete mich damit, dass sie es wahrscheinlich nicht direkt auf mich abgesehen hätten, falls sie die ganze Welt angreifen würden. Dennoch entschuldigte ich mich unaufhörlich für ein mögliches Gefühl des Grolls, das sie mir gegenüber empfunden

haben könnten. Bestimmt waren sie schamhaft durch das ständige Erdulden der Milliarden Blicke, die bereit waren, sie ohne Skrupel zu beurteilen. Indem ich mich ihnen zu sehr nähern wollte, glaubte ich, ihren Groll geweckt zu haben, der sie gegen mich aufbringen würde.

Diese flüchtigen Sorgen hielten mich nicht davon ab, mich über das Thema zu informieren und mit meinem ganzen Umfeld darüber zu sprechen. Der Grundschullehrerin hatte ich ein Spielaktivität über Sterne vorgeschlagen. Mein Interesse in diesem jungen Alter hatte sie fasziniert. Also wurde ein Schulausflug in ein Museum einige Kilometer außerhalb des Dorfs organisiert, das sich dem Weltall widmete. Diese Erfahrung hatte mich sprachlos gemacht. Das Innere ähnelte der unendlichen Leere, die einen auf dem Weg der Träume begleitet. Von der Schönheit der Darstellungen war ich zu Tränen gerührt. Doch ein Detail hatte mich in meinem Bann innehalten lassen: ein verlorener Mann mitten in diesem Zauber. Er sah friedlich aus unter dem schwarzen Helm und dem weißen Anzug. Ich musste meinen Verstand auf die Probe stellen, um einzusehen, dass die Fotos nicht bearbeitet waren und er tatsächlich auf dem Mond gelaufen war. Sicher war ich neidisch, dass nicht ich der erste gewesen war. Ich hatte das dumme Gefühl, dass es mir an Bildung fehlte. Meine Schulkameraden lachten über mich und sagten, ich lebe auf dem Mond. Diesen Ausdruck fand ich ironischerweise passend. Selbst wenn es für mich utopisch und fantasiereich schien, hatte es wirklich jemand geschafft. Somit war es meine Aufgabe, mich mit größter Sorgfalt zu bemühen, den Geheimnissen

dieses Mannes in Weiß auf den Grund zu gehen und herauszufinden, welche Wahrheit es wert war, erzählt zu werden.

Die Zeit raste dahin wie ein Hochgeschwindigkeitszug. Je mehr ich über das Thema wusste, desto mehr wollte ich erfahren. Meine Ziele beschränkten sich auf eine Liste, die ich erledigen wollte, um wenigstens eine winzige Chance zu haben, mich zu rechtfertigen und allen Sternen die Möglichkeit zu geben, mir zu verzeihen. Ich war schon abgehärtet genug, um die Probleme einer erwachseneren Realität zu ertragen. Sie standen übrigens auch auf meiner Liste. Eines von ihnen, sicherlich das bedauerlichste, war das beschränkte Angebot, das es an Ausbildungen zum Astronauten gab. Ich hatte ausgiebig dazu recherchiert. Man musste weit weg von zu Hause. Ich mochte zwar jung sein, aber ich hatte Verantwortungsbewusstsein. Zumindest glaubte ich das. Die Zeit machte mir zum Glück keine Angst. Die Zukunft schien mir himmelweit entfernt mit noch ausreichend Möglichkeiten, um Lösungen für eventuelle Probleme zu finden. Ich zeichnete die Umrisse meiner Zukunft mit dem Lächeln und der reinsten Unschuld eines Kinds. Selbst die konkreten und banalen Dinge des Alltags hatte ich verklärt und in die Schönheit der Fantasie übertragen. Ich fand einen gewissen Reiz darin, das Auto in ein Raumschiff zu verwandeln, die Waschmaschine in ein schwarzes Loch und die Hüpfperle auf dem Bett in schwerelose Sprünge. Alles wandelte sich und bekam eine neue Funktion, die ich für viel interessanter hielt. Trotz all des Glücks, das mir vergönnt war, hatte ein Verlust das ganze Haus ergriffen.

Und mit ihm Mama. Ich hatte es unzählige Male gewagt, sie anzusehen, aber ihr Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. Wie sehr sie sich auch bemühte, es zu verbergen, sie war nicht mehr dieselbe Person. Ihr Blick war leer. Weder traurig noch sonst irgendetwas. In ihren kohlrabenschwarzen Pupillen war nur das Nichts. Dahinter konnte man ihre Seele erkennen. Sie war sicher schmerzgeplagt, aber vor allem war sie erloschen. Sie war dazu in der Lage, die Unglücklichen, die sich ihr zu nähern versuchten, mit an den Rand eines finsternen Abgrunds voller Hass und Traurigkeit zu führen. Mama hinterließ eine Spur. Eine Art langen, unförmigen Rauchschwaden, der verzweifelt um Hilfe schrie. Mit jedem Tag, den sie ihn einatmete, erstickte sie ein bisschen mehr. Die Stille bereitete ein solches Unbehagen, dass ich ihr Schweigen, als ich sie nach dem Grund ihres Leidens gefragt habe, nicht akzeptieren konnte. Schließlich hat sie nachgegeben. Vergeblich hat sie versucht, die richtigen Worte zu finden. Ihre abgehackte, von Tränen belegte Stimme machte es schwer, sie zu verstehen. Ihr stockte jedes Mal der Atem, wenn sie auf das Wort »gehen« zu sprechen kam. Meine Großmutter war gegangen. Eine lange, endlose Reise, die nicht anhält, um zurückzublicken. Ihre Ausführungen brachten nichts Interessantes hervor, als ich sie mir anhörte. Ich habe ihr dennoch meine Aufmerksamkeit geschenkt, denn auf Mamas Stimmung schien es einen enormen Einfluss zu haben. Es sollten noch lange Tage vergehen, bis ich endlich einen Verlust spüren würde, bei dem sich mir der Magen zusammenzog. Er verstärkte sich, als ich meine glücklichen Kameraden dabei beobachtete, wie sie vor

dem Schultor ihre Großeltern trafen. Jede Zuneigung, jedes Lächeln zehrte das Wenige an Freude auf, das mir noch blieb. Selbst die Zeit erlaubte sich, mir die Erinnerungen zu stehlen. Ich war wütend auf die Sterne. Diejenigen, die mir so viel beigebracht hatten, schärfen mir jetzt Ungerechtigkeit ein. Sie ließen die Schwächen eines jeden ausbluten und empfanden dabei keine Reue. Sie verhöhnten mich mit ihrem schelmischen Weiß, belustigt darüber, die unterlegenen Wesen, die sie manipulierten, leiden zu sehen. Mit einer erstaunlichen Scharfsinnigkeit versteckten sie sich am Tag, um die Illusion zuzulassen, man könne zur Ruhe zurückkehren. Doch bei Einbruch der Nacht kamen sie wieder als unbarmherzige, für das Schicksal verantwortliche Wesen. Die Wut trübte meine Urteilskraft. Die Zeit der Faszination war längst vergangen. Eine echte Leidenschaft war verblasst, ohne dass ich irgendetwas zu bedauern hätte. Ich stellte mir einzig die Frage nach dem Grund für diese unvernünftige Rache. Niemand verdiente es, gebrochen zu werden, nur weil er leidenschaftlich war. Die Gestirne hatten mir alles genommen, bis zur letzten Hoffnung, dass es Gerechtigkeit geben könnte.

Früher mochte ich das Weiß sehr. Es war die Farbe der Astronauten. An jenem Tag war ich schwarz angezogen und einen Augenblick lang hatte ich die Härte und Gewalt gespürt, zu der mich das Tragen dieser Kleider zwang. Sie erschöpften mich, sie schwächten mich. Vielleicht waren es nur die bitteren Qualen, die mir die Trauer zugefügt hatte. Ich würde es nie erfahren. Der Spiegel, in den mein Abbild gezeichnet war, erschreckte mich.

Ich musterte mich und stellte verzweifelt fest, dass mein Blick dem von Mama glich. Die Leere hatte mich durchdrungen, der Kummer hatte mich zerstört. Das Auto, die Waschmaschine waren wieder zu Banalitäten geworden, die das Leben so zeigten wie es war, fade. Diese Gebilde waren eingestürzt unter der Kraft der Wut, die mich bedrückte. Ich konnte nicht mehr denken. Nicht mehr, seit mir Mama die schreckliche Neuigkeit mitgeteilt hatte. Der Klang der Kirchenglocken dröhnte mir in den Ohren. Meine Verwandten gingen ruhig und schweigend zu ihren Plätzen, um dem Priester zuzuhören. Angesichts der wenigen Wahrheiten war mir die Feier viel zu lange vorgekommen. Gott würde meine Großmutter nicht bei sich aufnehmen. Sie würde bis hinauf zu den Sternen steigen und begreifen, dass mich die Schuld dafür traf, dass ihr alles genommen wurde, worüber sie glücklich war. Ich hätte sie so gern noch ein letztes Mal in die Arme geschlossen. Ihre zarten Hände gespürt, die mir über die zerzausten Haare strichen. Meine Kleidung mit ihrem Geruch nach frischgebackenen Keksen getränkt. Den Kopf an ihren gelehnt und ihr viele Male Danke zugeflüstert für all die Geschenke, die sie mir hat machen können. Eine gewaltige Wehmut war mir durch den ganzen Körper gefahren. In einem vergeblichen Versuch stand ich plötzlich auf und wollte die Kirche verlassen. All die Schreie, die die verlorenen Seelen austießen, hallten mir im Kopf wider. Das Atmen fiel mir schwer und mein Herz verkrampfte sich vor Sehnsucht. Verzweifelt suchte ich einen Ausweg aus dieser Hölle. In meiner Hilflosigkeit hatte ich Mama einen Blick zugeworfen. Sie hatte mir

die Hand auf die Schulter gelegt. Mit ihrer Geste hatte sie mir genau das Gegenteil von Beistand vermittelt. Das Gewicht ihres verletzten Wesens begrub mich unter der Erde. Und doch vermochte mich die Geste immerhin zu beruhigen. Die Ansprachen und Würdigungen kamen zu einem Ende. Mit gemächlichen Schritten gingen wir zurück zum Auto. Ich brütete vor mich hin, um Mamas vollkommenes Schweigen auszugleichen. Durch meine Ängste waren die seit langer Zeit verschwundenen Gefühle wieder erwacht. Mein Verstand mühte sich damit ab, dem Machtmissbrauch einen Sinn zu geben. Ich wollte konkrete Antworten von den Königinnen des Himmels.

Die Fahrt kam mir wie eine Ewigkeit vor. Immer wieder stieß ich wegen der unebenen Straße mit dem Kopf gegen die Scheibe, und der durch die Feuchtigkeit entstandene Dunst wurde immer dichter. Das Trommeln der Regentropfen hatte sich zur bedrückenden Stille gesellt, die im Fahrzeug herrschte. Das war der letzte Moment, den ich als beruhigend empfand. Ich hoffte, die Augen zu schließen und aus dem Albtraum verschwinden zu können. Wir hielten an einer Tankstelle. Ich hatte so getan, als schliefe ich, damit Mama sich endlich einmal auf sich selbst konzentrieren konnte. Der Dunst war verschwunden. Er hatte eine durchsichtige Stelle hinterlassen, durch die ich auf den Zähler der Zapfsäule starren konnte. Die Zahlen zogen vorbei wie meine Gedanken. Es war schade, dass man nicht aufhören konnte, nachzudenken, indem man einfach wie durch den Mechanismus einer Zapfsäule die Informationen herauszog.

Meine Besessenheit hatte zu vielen aussichtsreichen Ideen geführt, aber nur bei einer einzigen war ich mir sicher. Noch verletzt vom Schmerz war ich nicht in der Lage, Alternativen zu finden. Zerstreut bin ich aus dem Auto gestiegen. Konzentriert darauf, den Diesel zu bezahlen, hat Mama meine verstohlene Flucht nicht bemerkt. Einige Sekunden sind vergangen, bevor ein Instinkt meine Antriebskräfte bremste. Zögernd habe ich mich in den großen Pfützen auf dem Bürgersteig betrachtet. Ein Sturzbach aus Regen prasselte auf die kaputte Straße. Ich war verbissen. Eine Sekunde lang habe ich Mama und ihr Gesicht betrachtet, das schon eine ganze Weile nicht mehr beruhigend ausgesehen hatte. Das Wasser zeichnete ihr Profil in einer wunderschönen, gebeugten Haltung. Ihr Schatten löste sich elegant vom restlichen Bild.

Zwei Sekunden. Vorsichtig bin ich vorgetreten, um die Bordsteinkante zu verlassen, auf der ich stand. Sie war die letzte Barriere, die mich davon abhielt, meiner Intuition zu folgen ... Meine Arme waren taub und die Haare tropften mir den Hals hinunter. Ich zitterte weder vor Kälte noch vor Angst. Überzeugt von meiner Lösung, mit der ich meine Antworten finden würde, fühlte ich mich stolz und mutig. Das Opfer eines Jungen, um der Menschheit Wissen zu bringen. Ich würde der erste sein. Wieder habe ich die Augen geschlossen, diesmal versetzte ich mich in einen Traum. Ich habe mich aufrecht gehalten angesichts der Straße, angesichts meines Schicksals, angesichts des Lichts und habe die Scheinwerfer näherkommen lassen.

Ich glaubte, Schreie zu hören. Vielleicht habe ich den verzweifelten Hilferuf einer Mutter mit dem durchdringenden Tönen einer Hupe verwechselt.

Ich bin davongeflogen. Ich bin zwischen den massiven Kugeln geschwebt, die ich nun nicht mehr fürchtete. Ihre Geheimnisse waren gelüftet. Sie nahmen bequem Platz, um die Zufälligkeiten des Lebens zu beobachten, ohne darauf einen wirklichen Einfluss zu haben. Ich habe sie verstanden. Erst als ich selbst zu scheinen begann, habe ich die wahre Bedeutung des Lichts begriffen. Mitten unter den Sternen zu leben, würde mich daran hindern, zu den erleuchteten Wesen zu gehören. Die wahren Funken sind die Menschen. Sie funkeln vor Kenntnissen und Gefühlen. Ich war fasziniert von etwas, zu dem ich längst gehörte. Nicht die Sterne machten mich glücklich, sondern das, was Großmutter und Mama ausstrahlten. Heute lächele ich voller Unschuld, wie das Kind, das ich noch immer bin. Denn ich weiß, dass mich auch andere Sterne beobachten. Staunend warten sie darauf, dass ich verglühe. Sie sagen Wünsche, die ich mit mir in die Ewigkeit nehme.

Wie sehr liebe ich die Ruhe, die Milde der Nacht. Man könnte glauben, das letzte Kapitel eines Romans mitzerleben, der jeden Tag aufs Neue beginnt. Doch über ihren düsteren Ecken und mysteriösen Geheimniskrämereien sehe ich, was sie erhellt. Diese Lichtenergie, die ihr Helligkeit, Klarheit verleiht. Ich habe die Sterne um Verzeihung gebeten. Meine Sterne. Die Gestirne, die mein Leben so schön und bedeutungsvoll machten. Wegen all dessen, was ich noch hätte lernen können,

wenn ich meine Begeisterung gezügelt hätte, wenn ich nicht so schnell hätte erwachsen werden wollen. Sich Zeit nehmen, um zu sehen, was einen zum Licht des Erfolgs führt. Es ist eine ewige Bitte um Verzeihung, die sie niemals hören werden.



23 jaar, Alken

Laura Claesen

Lover Man

Tabaksrook prikt in mijn keel. Ik kuch en grijp snel naar mijn glas om het brandende gevoel te blussen. Schuld weegt zwaar op mijn schouders, terwijl ik achteloos de wijn doorslik. De overvloed aan drank en het dure servies vormen een contrast met de wereld aan de andere kant van de voordeur. Het dorp is niet gespaard gebleven en de weg naar herstel is tergend traag. Angst heeft plaatsgemaakt voor verdriet. In de eens stille straten huilt nu de wind, rouwend om verloren zonen en dode vaders. Vreugde en geluk liggen ver buiten handbereik, behalve tussen de muren van Villa den Geelen Anjer.

Een hand strekt zich uit en grijpt naar een volgende sigaar.

Het houten kistje was een huwelijkscadeau. ‘Een bruidsschat,’ zei moeder, terwijl mijn vaders wenkbrauwen wat dieper fronsten. Dit oude familiestuk afstaan deed hem pijn, zijn enige kind afgeven nog meer.

Jonge, ongeschonden vingers krullen om de Havana. Het flakkerende vlammetje van de lucifer leidt mijn ogen naar die van mijn gloednieuwe wederhelft. Voor de zoveelste keer vandaag zoek ik naar warmte, maar vind niets meer dan een kil blauwe hemel omringd door diepzwarte wimpers.

‘Dans met mij,’ murmelt hij, de sigaar bungelt tussen zijn lippen. Hij grijpt mijn arm en trekt me recht. De diamant rond mijn vinger weerkaatst het licht van de kroonluchter en zwarte vlekken vertroebelen mijn zicht. Blindelings volg ik hem naar de haard, waar de fauteuils ruimte hebben gemaakt voor een kleine dansvloer. Als een slang kromt zijn arm rond mijn rug.

Niet zo lang geleden keek ik uit naar dit moment. Na vijf jaar van gruwel en eenzaamheid, bracht het einde van de oorlog een vloed van euforie met zich mee.

Hopend op een toekomst en met een duw in de rug van moeder, zei ik 'ja' tegen zijn charmante glimlach en verzekerde rijkdom. Van affectie tussen ons was nergens een spoor, ik klampte me vast aan het idee van avontuur.

Een koude, klamme greep rond mijn nek brengt mijn lippen naar die van hem. Zuurstof maakt plaats voor een zweem van alcohol en ik sluit mijn ogen op zoek naar veiligheid in de duisternis. De stem van Billie Holiday doet me verstijven. Koude rillingen trekken door mijn hart en maken diep verscholen herinneringen los.

Ik worstel me uit zijn armen en baan me een weg tussen vreemde gezichten en doordringende parfums. Een echo van koude tegels achtervolgt me tot in de badkamer. De kraan piept en frisse waterdruppels brengen verkoeling in mijn nek. *'I don't know why but I'm feeling so sad. I long to try something I never had ...'* Een zachte bries waait door mijn krullen en ik ontmoet mijn verleden in de spiegel. In plaats van warm bruin, zie ik enkel honinggoud en een film van dromerige beelden vult de ruimte.

De wereld stond stil, toen hij aan de ingang van het kleine veldhospitaal verscheen. Ongedeerd, godzijdank. Zijn regiment was op weg naar een volgende post, bestemming onbekend. Tijdens een moment van rust lachten we om onze kindertijd vol onschuldig kattenkwaad en vete. De zon verdween en toen de nacht viel, vonden we elkaar. Zijn blonde lokken streelden mijn wangen en lippen, zacht als vlindervleugels, volgden een weg langs de curve

van mijn nek. Vanuit een tent verderop klonk het geluid van een veldradio en onze dans werd vereeuwigd in het licht van de maan. Diepzacht en honingzoet klonk zijn stem in mijn oor. *'The night is cold and I'm so alone, I'd give my soul just to call you my own ...'*

De klink van de badkamerdeur beweegt ongeduldig en zijn honinggoud vervaagt. Mijn eigen gezicht staart me aan en ik recht mijn rug. Een wereld zonder hem is hard, maar niet onoverwinnelijk. Hij vond zijn rust in Vlaamse velden, het is tijd om verder te gaan.

Ik omarm de wolk van sigaren wederom en zoek snel de smaak van vergetelheid. De alcohol in mijn bloed verwarmt de toppen van mijn vingers en mijn mond accepteert onbevreesd de vele gelukwensen.

Terwijl tantes en nichten echtelijk advies met me delen, hoor ik moeders stem vanuit de open keukendeur. 'Heb je het gehoord van de bakkersjongen? Je weet wel, blonde golven en kijkers zoet als honing,' beschrijft ze hem doordringend. "*Killed in action*" stond in de brief aan zijn ouders. Maar God zij geprezen, niets is minder waar. Vanochtend stond hij plots voor zijn vader, gezond als nooit tevoren!

Het tapijt verdoezelt de scherpe klank van brekend kristal. Handen ondersteunen me en ongeruste stemmen kabbelen als water langs me heen, terwijl duisternis me een laatste keer omarmt.

'Someday we'll meet and you'll dry all my tears...'

Laura Claesen

Lover Man

Aus dem Niederländischen von
Anna Eble

Der Tabakrauch kratzt mir im Hals. Ich huste und nehme schnell mein Glas, um das brennende Gefühl zu löschen. Schuld wiegt mir schwer auf den Schultern, während ich gedankenlos den Wein herunterschlucke. Der Überfluss an Alkohol und das teure Geschirr stehen in starkem Kontrast zu der Welt auf der anderen Seite der Tür. Das Dorf ist nicht verschont geblieben und der Wiederaufbau dauert quälend lange. Angst ist Kummer gewichen. In den früher so stillen Straßen heult jetzt der Wind, in tiefer Trauer um verlorene Söhne und tote Väter. Glück und Freude befinden sich fern jeder Reichweite, nur nicht innerhalb der Gemäuer der Villa *Gelbe Nelke*.

Eine Hand streckt sich nach vorne und greift zur nächsten Zigarre.

Die Holzschatulle war ein Hochzeitsgeschenk. „Als Mitgift“, hatte Mutter gesagt, während sich die Augenbrauen meines Vaters noch mehr zusammenzogen. Es schmerzte ihn, sich von diesem alten Familienstück trennen zu müssen. Noch mehr aber, sein einziges Kind herzugeben.

Junge, makellose Finger schließen sich um die Havanna. Die flackernde Streichholzflamme führt meine Augen zu denen meines soeben Angetrauten. Wieder suche ich nach ein wenig Wärme, finde aber nur einen kaltblauen Himmel, von tiefschwarzen Wimpern umkränzt.

„Tanz mit mir“, murmelt er, die Zigarre wippt zwischen seinen Lippen. Er nimmt meinen Arm und zieht mich hoch. In dem Diamanten an meinem Finger spiegelt sich das Licht des Kronleuchters und schwarze Punkte legen sich auf mein Blickfeld. Blind folge ich ihm zum

Kamin, wo die Sessel einer Tanzfläche Platz gemacht haben. Wie eine Schlange schlingt sich sein Arm um meinen Rücken.

Es ist gar nicht lange her, dass ich mich noch auf diesen Moment gefreut habe. Nach fünf Schreckensjahren voll Einsamkeit brachte das Ende des Kriegs eine Welle der Euphorie mit sich.

In der Hoffnung auf eine Zukunft und mit einem kleinen Schubs von Mutter sagte ich „Ja“ zu seinem charmanten Lächeln und sicheren Reichtum. Zuneigung gab es nie zwischen uns, ich klammerte mich an die Hoffnung auf ein Abenteuer.

Ein feuchtkalter Griff um meinen Nacken drückt meine Lippen in Richtung der seinen. Sauerstoff weicht einem Dunst von Alkohol und ich schließe die Augen, auf der Suche nach dem Schutz des Dunkels. Als ich die Stimme von Billie Holiday höre, erstarre ich. Kalte Schauer durchziehen mein Herz und bringen tief vergrabene Erinnerungen zutage.

Ich befreie mich aus seinen Armen und bahne mir einen Weg durch fremde Gesichter und penetrante Parfums. Ein Echo kalter Fliesen verfolgt mich bis ins Badezimmer. Der Wasserhahn quietscht, kühles Wasser erfrischt meinen Nacken. *„I don't know why, but I'm feeling so sad. I long to try something I never had ...“* Eine leichte Brise weht durch meine Locken und ich begegne im Spiegel meiner Vergangenheit. Ich sehe kein warmes Braun mehr, nur noch Honiggold, und ein Film aus Traumbildern erfüllt den Raum.

Die Welt hörte auf sich zu drehen, als er im Eingang des kleinen Feldlazarets erschien. Unversehrt, dem Himmel sein Dank. Sein Regiment war auf dem Weg zu einem neuen Standort, Bestimmung unbekannt. In einem ruhigen Moment lachten wir gemeinsam über unsere Kinderzeit voller unschuldiger Streiche und Zankereien. Die Sonne verschwand, und als die Nacht hereinbrach, fanden wir zueinander. Seine blonden Locken streichelten meine Wangen und Lippen, zart wie Schmetterlingsflügel, folgten dem geschwungenen Pfad meines Halses. Aus einem anderen Zelt war ein Feldradio zu hören und unser Tanz verewigte sich im Mondlicht. Dunkelsaft und honigsüß klang seine Stimme in meinem Ohr. *„The night is cold and I'm so alone, I'd give my soul just to call you my own ...“*

Die Klinke der Badezimmertür bewegt sich ungeduldig und sein Honiggold verblasst. Mein eigenes Gesicht starrt mich an und ich richte mich wieder auf. Eine Welt ohne ihn ist hart, aber nicht unbezwingbar. Er hat in den Feldern Flanderns seine Ruhe gefunden, und nun ist es an der Zeit weiterzugehen.

Ich begeben mich wieder in die Umarmung der Zigarrenwolke und suche schnell den Geschmack des Vergessens. Der Alkohol in meinem Blut wärmt meine Fingerspitzen und mein Mund bedankt sich unverzagt für die vielen Gratulationen.

Während Tanten und Cousinen mir Ratschläge für die Ehe anvertrauen, höre ich Mutters Stimme aus der offenen Küchentür. „Hast du schon das mit dem Bäckerjungen gehört? Du weißt schon, blonde Locken und Augen süß wie Honig“, beschreibt sie ihn lautstark.

„*Killed in action*“, stand in dem Brief an seine Eltern. Aber Gott sei gepriesen, das stellte sich als falsch heraus. Heute Morgen stand er plötzlich vor seinem Vater, vollkommen unversehrt!“

Der Teppich dämpft das hohe Klirren von berstendem Kristall. Hände stützen mich und beunruhigte Stimmen umspülen mich wie Wasser, während das Dunkel mich ein letztes Mal umarmt.

„*Someday we'll meet and you'll dry all my tears ...*“

Laura Claesen

Lover Man

Traduit du néerlandais par
Daniel Cunin

La fumée du tabac me picote la gorge. Je tousse, m'empresse de saisir mon verre pour étouffer la sensation de brûlure. La culpabilité pèse lourdement sur mes épaules alors que, de façon machinale, j'avale quelques gorgées de vin. L'abondance de boissons diverses et l'onéreuse vaisselle forment un contraste avec le monde qui se trouve de l'autre côté de la porte d'entrée. Le village n'a pas été épargné, le chemin de la guérison se révèle terriblement long. À la peur s'est substitué le chagrin. Dans les rues naguère silencieuses, le vent hurle à présent, pleurant fils disparus et pères défunts. Joie et bonheur sont hors de portée, hormis entre les murs de la villa L'Œillet jaune.

Une main se tend pour s'emparer d'un nouveau cigare.

Le coffret en bois est un cadeau de mariage. Une dot, a dit ma mère, tandis que mon père fronçait plus encore les sourcils. Renoncer à ce vieil héritage lui fait mal, donner sa fille unique plus encore.

Des doigts jeunes, sans tavelures, s'enroulent autour du havane. La flamme vacillante de l'allumette dirige mon regard vers celui de mon époux frais émoulu du célibat. Pour la énième fois aujourd'hui, au lieu d'un peu de chaleur, je ne trouve qu'un ciel bleu glacial entouré de cils d'un noir profond.

« Danse avec moi », murmure-t-il, le cigare pendant entre ses lèvres. Il m'attrape par le bras et me redresse. Le diamant autour de mon doigt réfléchit la lumière du lustre ; des ocelles noirs troublent ma vue. Je le suis aveuglément jusqu'à la cheminée où les fauteuils ont laissé place à une petite piste de danse. Tel un serpent, son bras se love contre mon dos.

Il n'y a pas si longtemps, j'attendais ce moment avec impatience. Après cinq ans d'horreur et de solitude, la fin de la guerre a apporté une bouffée d'euphorie. Dans l'espoir d'un avenir tangible et encouragée par ma mère, j'ai dit « oui » à ce charmant sourire et à cette aisance matérielle assurée. À défaut de la moindre marque d'affection entre lui et moi, je me suis raccrochée à cette idée : « aventure ».

Une poigne froide et moite sur ma nuque amène mes lèvres contre les siennes. À l'oxygène succède un soupçon d'alcool, je ferme les yeux en quête d'un sentiment de sécurité en pleine obscurité. La voix de Billie Holiday me pétrifie. De froids frissons me parcourent le cœur, libérant des souvenirs profondément enfouis.

Je m'extirpe de ses bras et me fraye un chemin entre visages que je ne connais pas et parfums pénétrants. Un écho du carrelage me suit jusque dans la salle de bains. Le robinet grince, des gouttes d'eau me rafraîchissent la nuque. *I don't know why but I'm feeling so sad. I long to try something I never had...* Une douce brise souffle dans mes boucles... je croise mon passé dans le miroir. Au lieu d'un brun chaud, je ne vois qu'un or miel tandis qu'un film composé d'images oniriques emplît l'espace.

Le monde s'est immobilisé lorsqu'il est apparu à l'entrée du petit hôpital de campagne. Indemne, Dieu merci. Son régiment était en route vers le poste suivant, destination inconnue. Pendant un moment de répit, nous avons ri en repensant à notre enfance faite d'espiègleries et de querelles innocentes. Le soleil a disparu ; à la tombée de la nuit, nous nous sommes trouvés l'un l'autre. Ses mèches

blondes ont caressé mes joues et ses lèvres, d'une douceur d'aile de papillon, ont suivi la courbe de ma nuque. Le son d'une radio provenait d'une tente militaire dressée un peu plus loin ; notre danse a été immortalisée sous la lumière de la lune. Sa voix, douce et de miel, résonnait dans mon oreille. *The night is cold and I'm so alone. I'd give my soul just to call you my own...*

Une main impatiente secoue la clenche de la porte de la salle de bains, l'or miel s'estompe. Mon visage me fixe, je redresse le dos. Un monde sans lui, c'est un monde dur, pas forcément insurmontable. Il a trouvé le repos dans les champs flamands, le temps est venu de passer à autre chose.

J'étreins de nouveau la fumée des cigares et me hâte de trouver le goût de l'oubli. L'alcool dans mon sang réchauffe le bout de mes doigts ; ma bouche accepte sans crainte félicitations et vœux de bonheur.

Alors que tantes et cousines partagent avec moi des conseils sur le mariage, j'entends la voix de ma mère qui arrive par la porte ouverte de la cuisine. « Vous avez entendu ça, à propos de l'apprenti boulanger ? Vous savez, ses vagues blondes, ses yeux d'une douceur de miel, le décrit-elle de façon pénétrante. *Killed in action* », voilà ce que ses parents ont pu lire dans la lettre qu'ils ont reçues. Mais Dieu soit loué, rien n'est moins vrai. Ce matin, sans prévenir, il s'est présenté devant son père, rayonnant de santé comme jamais ! »

Le tapis estompe le son aigu du cristal qui se brise. Des mains me soutiennent et des voix inquiètes clapotent

devant moi, tandis que l'obscurité m'étreint une dernière fois.

« Someday we'll meet and you'll dry all my tears... »



23 jaar, Munstergeleen

Elisa Ros Villarte

De Beeldenvanger

Wanneer ik op het brandende zand lag te zonnebaden met de nieuwste Harry Potter in mijn handen en op de achtergrond koude zilte golven en krassende kraaien, was Vader gefascineerd door de beweging van het water en de weerkaatsing van de zon die over de zee een filter legde. In zijn ogen had hij weer die blik, dat niets tussen hem en het water kwam. Als ik dan een caramel-ijsje tegen de hitte zou halen en met een vreemde zou meegaan die zo aardig was om het voor te schieten, zou hij het voor uren niet merken. Geloof me, ik heb het uitgeprobeerd. Alles voor de kunst.

Hij houdt van zijn fotoprojecten en met de jaren heb ik geleerd om daar niet meer deel van uit te maken. Mijn beginjaren zijn vastgelegd met de precisie van een wetenschapper. Elk hoogtepunt, en elk minder glorieus moment, staat op beeld. Van mijn eerste stapjes en griep tot mijn eerste fietstocht en woedebui.

Zo heeft hij me zonder zijwieltjes leren fietsen in mijn blauwe paddingtonjas, toen ik zes jaar was. Met de punt van mijn rode schoentjes kwam ik net bij de pedalen en ik trapte zo hard als ik kon – rond en rond –, terwijl ik schreeuwde dat hij me onder geen beding los mocht laten. ‘Nee, niet doen, nee niet loslaten, écht niet!’ Aan het einde van de straat keek ik achterom en zag ik dat Vader voor ons huis stond te lachen met zijn ogen achter de camera.

In een reflex draaide ik me om en reed ik hem op volle kracht aan. Met zijn handen hield hij me tegen, waardoor ik niet mijn evenwicht verloor. De camera viel op de grond en bij nader onderzoek zat er een kras op de dure lens, maar in plaats van dat hij tegen me uitviel,

raapte hij de camera op en zei hij gehurkt: 'Bedankt voor het souvenir. Elke keer als ik door deze gekraste lens kijk, zal ik denken aan jouw eerste fietsrit.' Op zijn prikkende wang gaf ik een kusje en ik sloeg mijn armpjes om hem heen, als teken dat hij me mocht optillen. 'Leugenaar,' fluisterde ik in zijn flapoor.

De rollen zijn nu omgedraaid. Het is tijd dat ik Vader weer leer fietsen. Het gaat alleen helaas niet zo snel als vroeger. Ik probeer Vroegere Vader na te doen door over een lege straat achter zijn fiets aan te rennen, maar ik kan hem al snel niet meer bijhouden, want de fiets rijdt op elektriciteit. Eerst lijkt het alsof het hem eindelijk lukt, maar een paar meter later verliest hij de controle over het stuur en wijkt uit naar de goot, die gelukkig is bedekt met gras. We besluiten om te voet naar huis te gaan. Ik vraag me af hoe een tegenligger ons ziet: als een grijze man met open jas en stoppelbaard die met zijn kleinkind een ommetje maakt, of als een oude depressieve zwerver en een jonge verdrietige hulpverlener? Of doorzien ze de waarheid, hij een 55-jarige man en ik zijn 20-jarige dochter die het fietsen aan het oefenen zijn en daarin falen? 'Morgen is er weer een dag. Je moet gewoon blijven oefenen,' houd ik hem voor. Vader knikt, maar zijn ogen zeggen dat hij me niet gelooft.

Als we thuiskomen rammelt hij aan het slot, zonder succes want de sleutel blijft koppig op zijn plek zitten.

Ik bel aan, zodat Moeder open kan doen om verdere teleurstelling te voorkomen. 'Ga maar alvast naar binnen. Ik kom er zo aan,' zeg ik, met een zachte hand op z'n rug. De fietssleutel haal ik er in nog geen seconde uit.

Vader heeft zich ondertussen omgedraaid. Zijn kromme houding straalt verslagenheid uit – al is het tegenwoordig zijn normale postuur. Bewonderend zegt hij: ‘Wat doe je dat goed, Kleine Bruine Beer, wat kun jij toch veel.’

Soms probeer ik Vroegere Vader voor ogen te halen – van pakweg tien jaar geleden: Zus en ik op de achterbank, Zus op haar mobieltje en ik achter mijn *Meiden magazine* (‘Wat moet je doen als je crush het vriendje van je BFF is?’). We kijken alleen op om te zeuren dat hij harder moet rijden op de snelweg: ‘Plankgas, papa! We worden weer ingehaald door een vrachtwagen.’ (Vader reed 100 kilometer per uur toen 130 per uur toegelaten was – hij was zijn tijd ver vooruit.)

Moeder is copiloot en stippelt met een paarse pen de route uit op de papieren kaart, want een gps heeft minder charme en meer knopjes. ‘Willen jullie nog een snoepje?’ vraagt ze liefkozend zodra we een verkeerde afslag nemen, terwijl ze haar hand op die van Vader legt als hij schakelt. En als we niet omgekocht kunnen worden met zoetigheid, haalt ze het zware geschut uit de kast: ‘Ik zie, ik zie wat jij niet ziet en het is rood.’ Terwijl er op de achterbank hard gezocht en gekreun klinkt, speelt Vader braaf het spelletje mee: ‘Jouw lippen?’ Zus en ik reageren in koor: ‘Iew!’ De rest van de rit houden we de mond over het slakkerige rijgedrag van Vader. Onze aandacht gaat uit naar de okergele zonnebloemenvelden langs de *Route du Soleil* die klaar lijken te staan om te worden geplukt voor een stilleven van Van Gogh – in ieder geval totdat we gedwongen stilstaan en alleen verschillende kleuren auto’s als uitzicht hebben: ‘Je moet wel aansluiten, papa, anders

kruipt iedereen voor en staan we hier de hele vakantie nog.' Betere tijden.

Waarom zijn de beste tijden al voorbij voordat je het doorhebt? Ik mis niet eens de grote dingen, zoals onbezorgd op skivakantie gaan, maar juist de kleine vanzelfsprekende dingen: Vader die er voor je is en bij elk toneeloptreden aanwezig is, ook als je slechts een tomaat speelt. Als er maar iets in mijn leven was waar ouders toegestaan waren, was het nooit de vraag óf hij kwam maar was zijn vraag wanneer en waar het was. Als ik op van de zenuwen in de coulissen stond, hoefde ik maar de zaal in te kijken om te zien dat Vader gereed zat met z'n camera op schoot. Zodra ik opkwam, zorgde hij er altijd voor dat hij vooraan stond om mij op beeld te vangen. Het was zijn manier van aanmoedigen. De laatste jaren heeft Moeder die rol overgenomen, maar de foto's zijn niet hetzelfde – veraf genomen. Maar het is vooral Vader die ontbreekt vanuit mijn ooghoek.

Op donkere dagen haal ik het beeld voor ogen van Vader die van zijn fiets afstapt om een foto te maken, terwijl ik als meisje zorgeloos tussen de korenvelden en kraaien loop en als souvenir de geur van sigarettenrook in mijn haren krijg. Had ik hem toen maar de camera afgepakt om hemzelf op beeld te vangen in zijn glorie-dagen, de glunderende blik in zijn groene ogen, terwijl er lachrimpeltjes rond z'n mondhoeken verschijnen en zijn zwarte haren door de wind in de war raken. Vader ziet er door mijn ogen uit als vroeger: sterk, lief en zorgzaam, Grote Bruine Beer. Een man die onvermoeid uren achter me aan blijft rennen, omdat ik niet wil dat hij me loslaat.

Elisa Ros Villarte

Der Bilderfänger

Aus dem Niederländischen von
Ruth Löbner

Während ich mit dem neuesten Harry Potter im sengenden Sand lag und ein Sonnenbad nahm, im Hintergrund die kalten salzigen Wellen und die krächzenden Krähen, beobachtete Vater fasziniert die Bewegung des Wassers und die Spiegelung der Sonne, die einen Filter übers Meer legte. Er hatte wieder diesen Blick in den Augen; nichts kam zwischen ihn und das Wasser. Wenn ich dann zur Abkühlung ein Karamell-Eis holen wollte und mit einem Fremden mitging, der so nett war, mir das Geld vorzustrecken, fiel Vater das gar nicht auf. Wirklich wahr, ich habe es ausprobiert. Alles für die Kunst.

Er liebt seine Fotoprojekte, und im Laufe der Zeit habe ich gelernt, kein Teil mehr davon zu sein. Meine ersten Jahre sind mit wissenschaftlicher Präzision dokumentiert. Alle Höhepunkte und alle weniger glorreichen Augenblicke hat er festgehalten. Von meinen ersten Schritten, meiner ersten Grippe bis hin zu meiner ersten Fahrradtour und meinem ersten Wutanfall.

Er hat mir beigebracht, ohne Stützräder Fahrrad zu fahren, als ich sechs Jahre alt war. Ich trug meine blaue Paddington-Jacke. Mit den Spitzen meiner roten Schuhe kam ich knapp an die Pedale und trat so schnell ich konnte – immer im Kreis – dabei schrie ich, er dürfe mich auf keinen Fall loslassen. »Nicht loslassen, Papa, lass mich nicht los!« Am Ende der Straße drehte ich mich um und sah Vater vor unserem Haus stehen. Er lachte, die Augen von der Kamera verdeckt.

In einem Reflex machte ich kehrt und fuhr mit Karacho auf ihn zu. Er streckte die Arme nach mir aus, damit ich das Gleichgewicht nicht verlor. Die Kamera

fiel auf den Boden, und nach eingehender Untersuchung fand Vater einen Kratzer auf dem teuren Objektiv, aber statt mit mir zu schimpfen, sagte er, noch in der Hocke: »Danke für dieses Souvenir. Jedes Mal, wenn ich jetzt durch das verkratzte Objektiv sehe, denke ich an deine erste Fahrradfahrt.« Ich gab ihm ein Küsschen auf die kratzige Wange und schlang die Arme um seinen Hals, zum Zeichen, dass er mich hochheben sollte. »Lügner«, flüsterte ich ihm in sein Segelohr.

Jetzt sind die Rollen vertauscht. Es ist an der Zeit, dass ich Vater das Fahrradfahren wieder beibringe. Nur leider geht es nicht so schnell wie früher. Ich versuche, es zu machen wie Vater von Früher und renne durch eine leere Straße hinter seinem Fahrrad her, aber schon bald kann ich nicht mehr mithalten, denn das Fahrrad ist elektrisch. Erst scheint es, als würde es ihm endlich gelingen, aber nach ein paar Metern verliert er die Kontrolle über den Lenker und weicht in den Straßengraben aus, der zum Glück mit Gras bewachsen ist. Wir beschließen, zu Fuß nach Hause zu gehen. Ich frage mich, wie Passanten uns sehen: Als grauen Opa mit offener Jacke und Stoppelbart, der mit seiner Enkelin eine Runde um den Block dreht oder als einen alten, depressiven Obdachlosen und eine traurige junge Sozialarbeiterin? Oder erkennen sie die Wahrheit: Er ein 55jähriger Mann und ich seine 20jährige Tochter, die Fahrrad fahren wollten und gescheitert sind? »Morgen ist ein neuer Tag. Du musst nur dranbleiben«, sage ich zu ihm. Vater nickt, aber seine Augen verraten, dass er nicht daran glaubt.

Als wir nach Hause kommen, rüttelt er am Fahrrad-
schloss, aber ohne Erfolg, der Schlüssel bleibt stur stecken.

Ich klingele, damit Mutter die Tür aufmachen und
die nächste Enttäuschung verhindern kann. »Geh schon
rein. Ich komme sofort nach«, sage ich, lege ihm sanft die
Hand auf den Rücken. Es dauert keine Sekunde, dann
habe ich den Fahrradschlüssel aus dem Schloss gezogen.

Vater hat sich noch mal umgedreht. Seine krumme
Pose strahlt Niedergeschlagenheit aus – wobei das mo-
mentan seine normale Haltung ist. Bewundernd sagt er:
»Das machst du aber toll, Kleiner Brauner Bär, was du
alles kannst.«

Manchmal versuche ich, mir Vater von Früher vorzu-
stellen – ungefähr zehn Jahre in der Zeit zurück: Schwes-
terherz und ich auf der Rückbank, sie mit ihrem Handy
und ich mit meiner Mädchenzeitschrift (»Ich bin in den
Freund meiner BFF verliebt. Was soll ich tun?«). Wir
machen nur den Mund auf, um auf der Autobahn über
sein Schneckentempo herzuziehen: »Gib Gas, Papa! Uns
überholt schon wieder ein LKW!« (Vater fuhr 100, wenn
130 erlaubt waren – er war seiner Zeit weit voraus.)

Mutter spielt den Copiloten und markiert unsere Rou-
te mit rotem Filzstift auf einer Landkarte, denn ein Navi
hat weniger Charme und mehr Tasten. »Wollt ihr noch
was naschen?«, fragt sie liebevoll, wenn wir eine falsche
Ausfahrt erwisch haben, während sie ihre Hand beim
Schalten auf Vaters Hand legt. Und wenn wir mit Süßem
nicht zu bestechen sind, fährt sie schwerere Geschütze auf:
»Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist rot!« Auf
der Rückbank wird laut geseufzt und gestöhnt, aber Vater

spielt brav mit: »Deine Lippen?« Schwesterherz und ich jaulen im Chor: »Iiiiih!« Den Rest der Fahrt verkneifen wir uns weitere Bemerkungen über Vaters Trödelei. Wir konzentrieren uns auf die ockergelben Sonnenblumen auf den Feldern entlang der *Route du Soleil*, die darauf zu warten scheinen, für ein Stilleben von van Gogh gepflückt zu werden – jedenfalls, bis wir notgedrungen zum Stehen kommen und unsere Aussicht auf die unterschiedlichen Farben der Autos beschränkt ist: »Du musst schon aufschließen, Papa, sonst pfuschen sich alle vor und wir stehen hier immer noch, wenn die Ferien vorbei sind.« Bessere Zeiten.

Warum sind die besten Zeiten schon vorbei, bevor man sich darüber klar wird? Die großen Sachen fehlen mir gar nicht so sehr, zum Beispiel unbesorgt in den Skiurlaub fahren, eher die kleinen Selbstverständlichkeiten: Vater, der immer für mich da ist und zu jeder Theateraufführung kommt, selbst wenn ich bloß eine Tomate spiele. Wenn bei irgend etwas Eltern zugelassen waren, dann war nie die Frage, ob er kommt. Seine Frage war, wann und wo. Wenn ich lampenfiebrig hinter den Kulissen stand, musste ich nur einen Blick in den Saal werfen, und da saß irgendwo Vater mit der Kamera im Schoß. Sobald ich auf die Bühne kam, stand er ganz vorn parat, um mich im Bild einzufangen. Das war seine Art, mich anzufeuern. In den letzten Jahren hat Mutter diese Rolle übernommen, aber es ist nicht dasselbe, wenn sie fotografiert – von weit weg. Vor allem aber fehlt mir, dass ich Vater nicht mehr aus dem Augenwinkel sehe.

An dunklen Tagen stelle ich mir vor, wie Vater vom Fahrrad steigt, um ein Foto zu machen, während ich als kleines Mädchen sorglos zwischen den Krähen übers Kornfeld laufe und als Souvenir Zigarettenrauch in die Haare bekomme. Hätte ich ihm damals doch nur die Kamera weggenommen und ihn selbst im Bild eingefangen in seiner Blütezeit, das Strahlen in den grünen Augen, die Lachfältchen um seine Mundwinkel und das schwarze Haar, vom Wind zerzaust. Vater sieht durch meine Augen aus wie früher: Stark, lieb und fürsorglich, Großer Brauner Bär. Ein Mann, der stundenlang unermüdlich hinter mir herrennt, weil ich nicht will, dass er mich loslässt.

Elisa Ros Villarte

Le chasseur d'image

Traduit du néerlandais par
Arlette Ounanian

Lorsque je bronçais, allongée sur le sable brûlant, le dernier Harry Potter entre les mains, en arrière-plan les vagues froides et salées et des corbeaux croassant, mon père se laissait fasciner par le va-et-vient de l'eau et la réflexion du soleil comme un filtre posé sur la mer. Il avait alors ce regard qui signifiait que rien ne pouvait s'interposer entre elle et lui. Si, dans ces moments-là, j'étais partie avec un inconnu assez aimable pour me prêter de quoi m'acheter une glace au caramel en guise de rafraîchissement, il ne l'aurait remarqué que des heures plus tard. Vous pouvez me croire, j'ai essayé. L'art avant toute chose !

Ses projets photographiques le passionnaient et, avec le temps, je me suis résignée à ne plus en faire partie. Il a fixé mes premières années sur la pellicule aussi consciencieusement qu'un scientifique. Les temps forts et les moments moins glorieux ont été enregistrés. De mes premiers pas et de ma première grippe à mon premier tour sur mon petit vélo et à ma première grosse colère.

Ainsi m'a-t-il appris à faire du vélo sans les petites roues dans mon duffle-coat Paddington bleu lorsque j'avais six ans. La pointe de mes petites chaussures rouges atteignait tout juste les pédales sur lesquelles j'appuyais aussi vite que je pouvais – un tour, puis un autre et encore un autre – tout en criant qu'il ne devait surtout pas me lâcher. « Non, ne me lâche pas, tu ne me lâches pas, hein ! » Je ne m'étais retournée qu'au bout de la rue et j'avais vu mon père qui riait derrière son appareil photo devant notre maison.

Mon sang n'avait fait qu'un tour, je m'étais retournée et j'avais foncé sur lui. Il m'avait retenue des deux mains pour que je ne perde pas l'équilibre, l'appareil photo était

tombé sur le sol et après examen, il s'était avéré que la lentille, qui avait coûté les yeux de la tête, était rayée. Mais il ne m'avait pas grondée, il avait ramassé son appareil et encore accroupi, il avait dit : « Merci pour le souvenir. À chaque fois que je regarderai à travers cette lentille rayée, je penserai à cette première fois où tu as fait du vélo sans les petites roues. » J'avais embrassé sa joue qui piquait un peu, j'avais entouré son cou de mes bras pour qu'il me soulève et j'avais murmuré « menteur » dans son oreille en feuille de chou.

Aujourd'hui, les rôles sont inversés. C'est moi maintenant qui tente de lui réapprendre à pédaler. Malheureusement, ça ne se passe pas aussi bien qu'autrefois. J'essaie d'imiter mon Papa d'avant en courant accrochée à son porte-bagage dans une rue déserte, mais très vite je n'arrive plus à suivre, car son vélo a un moteur électrique. Il démarre sans difficulté, mais au bout de quelques mètres, il perd le contrôle de son guidon et se déporte vers le caniveau qui, heureusement, est recouvert d'herbe. Nous décidons de rentrer à la maison à pied. Je me mets à la place de quelqu'un qui nous croiserait et je me demande ce qu'il penserait de nous. Un homme grisonnant, le manteau ouvert, avec une barbe de plusieurs jours qui fait le tour d'un pâté de maisons avec sa petite-fille ? Ou un vieil SDF dépressif et une jeune assistante sociale un peu triste ? Pourrait-il entrevoir la vérité ? Un homme de cinquante-cinq ans, pas plus, et sa fille de vingt ans qui vient d'essayer, en vain, de lui réapprendre à faire du vélo ? « Tu as tout le temps devant toi. Il ne faut surtout pas te

décourager. » C'est ce que je lui dis, mais il hoche la tête et je vois bien qu'il ne me croit pas.

Une fois devant la maison, il se bat avec la serrure, sans succès, la clef ne veut pas tourner.

Je sonne pour que Maman vienne nous ouvrir et lui éviter de nouvelles frustrations. « Vas-y, entre, je te suis », lui dis-je en le poussant gentiment d'une main dans le dos. Et je vais vite retirer la clé qu'il a oubliée sur son vélo.

Entre-temps, Papa s'est retourné. Son dos vouté trahit sa consternation – même si c'est sa posture habituelle à présent. Il dit, admiratif : « Comme tu fais ça bien, Petit Ours Brun, tu en sais des choses. »

Parfois, j'essaie de me remémorer mon Papa d'avant – celui d'il y a, en gros, dix ans : Zus et moi sur la banquette arrière, Zus penchée sur son téléphone portable, moi sur *You Girl*, un magazine pour jeunes filles connectées (Que faire si celui pour qui vous craquez est le petit copain de votre meilleure amie?). Nous ne levons le nez que pour dire d'un ton geignard : « Accélère Papa ! Il y a encore un camion qui va nous dépasser. » Notre père roulait à cent à l'heure sur des autoroutes où il était autorisé de rouler à cent trente (il était bien en avance sur son temps).

Maman est le copilote. Son stylo violet trace la route en pointillés sur la carte en papier car un GPS a moins de charme et plus de boutons. « Vous voulez un autre bonbon ? » demande-t-elle affectueusement quand nous ratons la bonne sortie d'autoroute, et elle pose sa main sur celle de Papa qui change de vitesse. Et lorsqu'elle n'arrive pas à nous calmer avec des sucreries, elle sort l'artillerie lourde : « Je vois, je vois ce que vous ne voyez pas et c'est

rouge. » Et tandis que soupirs et jérémiades s'élèvent de la banquette-arrière, Papa joue gentiment le jeu : « Tes lèvres ? » Zus et moi réagissons en chœur : « Beurk ! » Le reste du trajet, nous gardons pour nous nos réflexions sur Papa-la-tortue-du-volant. Toute notre attention est accaparée par les champs de tournesols qui déversent leur or le long de la Route du Soleil, prêts, semble-t-il, à sacrifier quelques fleurs pour une toile de Van Gogh – en tout cas tant que nous sommes obligées de rester assises et que nous n'avons que les différentes couleurs des voitures à contempler. « Reste bien dans la file Papa, sinon tout le monde va nous dépasser et nous resterons coincés dans la voiture pendant toutes les vacances. »

C'était le bon temps.

Les meilleurs moments ! Pourquoi faut-il qu'ils soient révolus quand on réalise enfin à quel point ils étaient précieux ? Ce qui me manque le plus, ce ne sont pas les grandes choses – comme aller aux sports d'hiver sans avoir à se soucier de rien – mais les petites choses qui vont de soi : mon Papa, sur qui je pouvais toujours compter, et qui n'aurait jamais manqué une seule de mes représentations théâtrales, même quand mon rôle était celui d'une tomate. À toutes les occasions où les parents étaient admis, il ne s'est jamais demandé s'il allait venir ou pas, seulement où et quand. Quand j'étais morte de peur dans les coulisses, il me suffisait de jeter un coup d'œil dans la salle pour voir Papa, son appareil photo prêt sur les genoux. Dès que j'apparaissais sur scène, il s'arrangeait pour être à l'avant afin de capter mon image. C'était sa façon de m'encourager. Ces dernières années, Maman a pris le

relais mais les photos ne sont pas les mêmes, elles sont prises de loin. Et plus que les photos, c'est la présence de Papa que j'enregistrais du coin de l'œil, qui me manque.

Les jours les plus sombres, je me console avec l'image de Papa descendant de bicyclette pour faire une photo tandis que, petite fille, je gambade, insouciante, entre les champs de blé et les corbeaux et que me revient l'odeur de son tabac dans mes cheveux. Si seulement, ce jour-là, je lui avais arraché l'appareil photo des mains pour fixer son image dans ses jours de gloire, le regard pétillant de ses yeux verts, alors que les petites rides du rire apparaissent aux coins de sa bouche et que le vent labourait ses cheveux. Papa restera toujours le même à mes yeux : fort, gentil et attentionné. Grand Ours Brun. Un homme qui court, infatigable, pendant des heures derrière mon vélo parce que je ne veux pas qu'il me lâche.



22 jaar, Oirsbeek

Joost Jans

Zwijg!

J,

lang heeft het geduurd eer ik de moed vond om te gaan zitten en te beginnen aan het schrijven van deze brief. En al veel langer lopen mijn emoties door elkaar heen, als waren ze duizenden mensen op een druk kruispunt. Nu ik dan toch de wilskracht heb weten op te brengen, en ik mij heb neergelegd bij de moeilijkheid van zulk een geschrift, neem ik mij voor eerlijk te zijn, niks weg te laten, omdat het nut van zo'n schrijven anders niet bestaat.

Ik ben op elk front een zwakkeling geweest. Zwak van constitutie, zwak van wil. Nooit heb ik de caleidoscoop van mijn wereldbeeld begrepen, en zodoende een leven kunnen opbouwen, dat ik vermag te leven – neen! Dat is mij niet gelukt. Voor een groot deel is dat te wijten aan de genoemde constitutie; mijn persoon beslaat meerdere bladen, en kan bijgevolg beter 'personen' worden genoemd. Ik val uiteen in acties, dromen, gedachten, wensen, hopen, normen, waarden, en leegten, die zich, als bewoonden ze een constant draaiende carrousel, afwisselend naar de voor- of achtergrond begeven. Het is altijd onduidelijk wie wanneer het voortouw neemt, welke wens of waarde mij aanzet tot de dingen die ik doe, of in welke leegte ik verdwijn.

Feit is dat ik slecht slaap, en dat ik de immateriële last van hoofdpijn nu dagelijks ondervind; en al mijn pogingen tot wat ik bij gebrek aan een beter woord maar 'auto-psychoanalyse' pleeg te noemen, eindigen – of beginnen – bij dit verhaal. Het is allemaal zo wazig in mijn hoofd, en hoe het precies zat is door de wind meegevoerd

naar de vergetelheid. Ik heb mezelf daarom nachtenlang wakker gehouden, piekerend, ijsberend, nadenkend over de vraag of ik dit verhaal wel moet vertellen; of ik deze brief wel moet schrijven; of de gebeurtenissen die in de schijnveiligheid van mijn gedachten de rollen van oorzaak en gevolg hebben aangenomen, deze ook moeten vertolken; of diezelfde gebeurtenissen niet gewoonweg geantedateerde anekdotes zijn geworden: of dit verhaal wel een verhaal is. Dat laat ik aan jou.

Een andere vraag, die me mogelijk nog meer dwarszit, is van teleologische aard: waartoe dient dit schrijven, dit opbrengen van een eindeloos geduld, om woorden die mij door de tijd zijn aangereikt, in een volgorde te plaatsen die hem vreemd is? Doe ik dit wel voor jou? of is het mijn ijdelheid, mijn drang naar jouw erkenning? – Of is ze van een aard die zich nooit aan mij zal openbaren? Ik denk dat het een vorm van catharsis is, dat het er simpelweg uit moet. Het moet eruit omdat ik mijzelf trappen voel afdalen waarvan het opnieuw bestijgen niet meer mogelijk is. Als dat inderdaad het geval is, dan is het tegelijkertijd de méést én mínst nobele van redenen: ik kan niet anders – ik kan niet anders.

Het zijn vaak (of altijd) de dingen waar je geen controle over hebt, die uiteindelijk het verloop van je leven bepalen. De onverwachte, rozige parfum, die een onvermijdelijk cynisme weer een tijdje wegdrukt; of het lichtzinnige samenspel van sterren, laat in december, dat het misantropisch mozaïek van skeletachtige takken, van ijzige temperaturen en van een alomvattende duisternis, kortstondig onzichtbaar maakt. Ik druk me uit in me-

taforen, omdat ik bang ben. Bang datgene te doden wat me in leven houdt, die herinneringen aan een zonniger bestaan, door het op te schrijven. Door het op te sluiten in de uniforme delinatie van een zin, omdat de diepte van een heel leven dan alleen nog dáárin zal bestaan, en ik niet wil dat het mij verlaat. Maar dat is egoïstisch, en dat probeer ik nou net níet te zijn.

Het was waarschijnlijk beter geweest als ik deze brief eerder had geschreven. Nog beter was het geweest als ik het farmacon volledig achterwege had gelaten en ik het je gewoon had verteld. Het is daarvoor helaas te laat, het moment is vervlogen. Evenwel voel ik in de ontoegankelijke krochten van mijn ziel en lichaam een gestaag aanwakkerend vuur, dat enkel valt te doven door het uiten van wat ik omslachtig poog te doen. Namelijk te zeggen dat het me spijt; dat de ongelooflijke opeenstapeling van lafheid en misplaatste verontwaardiging die zich in mij bevindt, zich genoodzaakt ziet om een schuldige aan te wijzen, en dat die dat nu heeft gedaan – en dat ik het ben.

Maar sorry is enkel lijm, en de breuk waarin ik die lijm aanbreng, is niet meer te repareren. Daarvan ben ik mij terdege bewust. Zo bezien is deze brief geen excuus, geen boetedoening, maar een uiteenzetting van waarom ik ben wie ik ben. En, belangrijker, waarom de personen die ik ben, jou hebben aangedaan wat ze hebben gedaan. Het hout was hard en koud, en ondanks mijn gejam en gezever, mijn onvermogen jou onder ogen te komen toen daar nog tijd voor was, voelde het fijn tegen de palm van mijn hand. Het voelde als vergeving.

Jij zult ook vast wel vermoedens hebben gehad, ideeën over de dingen die zich afspeelden in jouw afwezigheid. Ik heb nooit gewild dat iemand zou lijden onder de dingen die ik deed, nooit verlangd van mijzelf, noch van haar, dat het leed dat wij jou ontegenzeggelijk berokkenden, zou blijven. Wat voor persoon zou ik ook zijn als ik dat wel had gedaan? Beter, even goed, slechter dan ik nu ben? Het verschil zal vanuit de eeuwigheid beschouwd minimaal zijn. Als onschuldige kindertjes dachten wij dat het allemaal wel goed zou komen, dat de consequenties van een beslissing, genomen in een vluchtig (of langdurig) vertrekken van het verstand, nihil zouden zijn. Ergens had ik gelijk, maar dat wat nu non-existent is, is veel erger dan wij ooit voor mogelijk hielden. Ook wij waren jong – jonger dan we nu zijn tenminste.

Hoewel het te weinig en te laat is, wil ik ook dat je weet, waar en of je nu nog bent, dat het voor mij ook geenszins gemakkelijk was. In die tijd zat ik vaak in mijn eentje op zolder, in een fauteuil die ooit blauw moet zijn geweest, met een brandende sigaret waarvan ik niet rookte in een asbak op de armleuning, te kijken naar de rook die de kamer hulde in een merkwaardig soort pixelatie. Naar de refractie van led-licht in de lucht van het ongezegde, van het gehoopte. Dan zat ik na te denken over mij, over haar, over jou; over het verleden, het heden, de toekomst, net zolang tot mijn oogleden zwaarder werden dan mijn spieren krachtig, en ik met het vocht van over mijn wangen glijdende tranen, in slaap viel. Daarna werd ik in dezelfde houding wakker, maar in plaats van op te staan en comfortabel in bed te gaan liggen, bleef ik zitten

tot ik wéér in slaap viel. Wat ik bedoel te zeggen, is dat ik vastzat in een patroon, waaruit ik me pas kon bevrijden toen de tijd voor vergeving voorbij was. Daarvoor zat ik geboeid, en was de enige beweging die ik nog meemaakte, die van de tijd door mij.

En de tijd heeft een merkwaardige manier van bewegen. Hij heeft de gewoonte te verstrijken, en de dingen die je nog wilde uitspreken, de liefde die je nog wilde geven, de vergeving waarvoor je nog op je knieën moest, met zich mee te nemen, en alleen de vormen van hun leegten achter te laten. Je beweegt door de tijd als door glazen deuren, die pas zichtbaar worden zodra ze achter je in het slot vallen, en die nooit meer open zullen gaan. Hoe hard je ook smeekt, bedelt en schreeuwt.

Na jouw dood, die mij harder heeft geraakt dan de mijne dat zal doen, heb ik lang op mijn knieën gezeten; lang loze woorden meegegeven aan de vormeloze leegte die de nacht is, in de ijdele hoop dat jij ergens was waar je ze kon horen. Nog steeds betrap ik mijzelf er weleens op, nu de liefde waarvoor jij bent gestorven ook in mij niet meer leeft, dat ik in gedachten met je praat. Dat ik de meningen eis te horen en het verraad eis te begrijpen waarvoor ik bij jouw bestaan te angstig was. Ik weet niet of het je goed zal doen te weten, dat je geen steek bent veranderd. Ik denk dat dat iets is om blij om te zijn. Je was altijd al de betere van ons twee.

Vaak, als ik niet kan slapen, en ik de werkelijke onwaarheden van mijn gedachten zie verschijnen, als in een lampenspel op de muur, denk ik aan jou en denk ik aan haar. Aan hoe ik alles had kunnen voorkomen, en ik die

glazen deur nog wat langer had kunnen openhouden. Ik had eerlijk moeten zijn vanaf moment één, omdat ik dan mijn beste vriend nog zou hebben gehad, en jij nog had geleefd. (Vergeef mij het nu aperte egoïsme, maar ik proef alweer zout op mijn lippen.) Helaas! de deur is dicht en, in tegenstelling tot de reiziger, komt de tijd nooit terug. En jij, die dat onontdekte land nu bewoont, en daar voor altijd zal blijven, kan hiervan getuigen.

In een boek van een of andere fransoos heb ik wel eens gelezen dat het gros van het menselijk lijden te wijten valt aan een onduidelijk taalgebruik. Ik las er toen vluchtig overheen, maar nu ik hier zo zit, in het astigmatische licht van mijn bureaulamp, en kijkend door met tranen bevochtigde retina's en een rokerige lucht, snap ik precies wat hij bedoelde. Hij bedoelde een taalgebruik dat in jou het zoveelste slachtoffer heeft gevonden. Een taalgebruik dat niet zal ophouden slachtoffers te maken, daar het mij waarschijnlijk ook de nek zal omdraaien.

En nu, als ik eerlijk ben, beste vriend, laten mijn woorden, waar ik er onmenselijk veel van bezit, mij in de steek. De onduidelijkheid zegeviert. Het is uiteindelijk ook zinloos – dit schrijven, zeker – maar het alles evenwel. Al had ik een miljard woorden, dan zou ik nog steeds niet kunnen uitdrukken wat ik met deze brief poog te doen. Woorden zeggen, paradoxaal genoeg, nooit wat je bedoelt. En toch zijn woorden die niet zeggen wat we denken, wat we voelen, wat we leven, de enige woorden die we hebben. Alles wat hierin staat, lijkt in één aspect op jou: het is dood. Ik kan niet meer spreken, niet meer schrijven, en dus zal ik zwijgen. Misschien had ik daarmee moeten beginnen.

Joost Jans

Schweig!

Aus dem Niederländischen von
Isabel Hessel

J,

es hat lange gedauert, bis ich den Mut fand, mich hinzusetzen, um diesen Brief nun zu schreiben. Und schon weit länger gehen mir verschiedene Emotionen durch den Kopf, als wären es tausende Menschen auf einer viel genutzten Kreuzung. Da es mir jetzt doch gelungen ist, die Willensstärke aufzubringen, und ich mich damit abgefunden habe, dass es auf ein solches Schreiben hinausläuft, nehme ich mir vor, ehrlich zu sein, nichts wegzulassen, weil ein Schreiben sonst keinen Nutzen hat.

Ich bin in jeder Hinsicht ein Schwächling gewesen. Schwach von der Konstitution her, schwach vom Willen her. Nie habe ich das Kaleidoskop meines Weltbildes begriffen, und mir dadurch ein Leben aufbauen können, das ich zu leben vermag – nein! Das ist mir nicht gelungen. Zu einem großen Teil liegt das an besagter Konstitution; meine Person nimmt mehrere Seiten in Beschlag, weswegen wir besser von »Personen« reden sollten. Ich bin eine Ansammlung verschiedenster Aktivitäten, von Träumen, Gedanken, Wünschen, Hoffnungen, Normen, Werten und Leeren, die sich, mal in den Vordergrund spielen, mal im Hintergrund bleiben, als bewohnten sie ein sich permanent drehendes Karussell. Es ist immer unklar, wer wann die Führung übernimmt, welcher Wunsch, beziehungsweise Wert mich zu dem antreibt, was ich tue, oder in welcher Leere ich verschwinde.

Tatsache ist, dass ich schlecht schlafe, und dass mich die immaterielle Last meiner Kopfschmerzen jetzt täglich überfällt; und all meine Versuche, was ich in Ermange-

lung eines besseren Begriffes einmal »Auto-Psychoanalyse« nennen möchte, enden – oder beginnen – mit dieser Geschichte. Was mir durch den Kopf geht, ist so verschwommen, und was sich genau zugetragen hat, hat der Wind mit sich ins Vergessen fortgetragen. Ich habe mich deswegen nächtelang wach gehalten, habe gegrübelt, bin auf und abgegangen und habe über die Frage nachgedacht, ob ich diese Geschichte wirklich erzählen sollte; ob ich diesen Brief tatsächlich schreiben soll; ob das, was geschehen ist, in der Scheinsicherheit meiner Gedanken, die Rollen von Ursache und Wirkung angenommen hat, diese auch wiedergeben muss; ob eben jene Geschehnisse nicht schlichtweg vordatierte Anekdoten geworden sind: ob diese Geschichte überhaupt eine Geschichte ist. Das überlasse ich dir.

Eine andere Frage, die mich vielleicht sogar noch mehr beschäftigt, ist eher teleologischer Art: Wozu dient dieses Schreiben, dieses Aufbringen schier endloser Geduld, um Worte, die mir von der Zeit angereicht wurden, in eine ihnen fremde Reihenfolge zu bringen? Tu ich das wirklich für dich? Ist es nicht eher meine eigene Eitelkeit, mein unbedingtes Bedürfnis nach deiner Anerkennung? – Oder geht es um etwas anderes, was sich mir nie offenbaren wird? Ich glaube, es geht wohl um eine Art Katharsis, dass es einfach raus muss. Es muss raus, weil ich merke, wie ich selbst Stufen hinabgehe, die wieder hinaufzugehen nicht mehr möglich sein wird. Wenn das der Fall ist, ist mein Grund für dieses Schreiben zugleich der allernobelste wie der unnobelste: Ich kann nicht anders – ich kann nicht anders.

Oft (oder immer) sind es die Dinge, über die man keine Kontrolle hat, die letztlich den Lauf deines Lebens bestimmen. Das unerwartet rosige Parfüm, das einen zwangsläufigen Zynismus wieder für ein Weilchen verdrängt; oder das leichtsinnige Zusammenspiel der Sterne im Spätdezember, das misanthropische Mosaik aus skelettartigen Zweigen, eisige Temperaturen und eine alles umfassende Düsternis vorübergehend unsichtbar macht. Ich drücke mich in Metaphern aus, weil ich Angst habe. Angst, das zu abzutöten, was mich am Leben hält, die Erinnerungen an ein sonnigeres Dasein, indem ich es aufschreibe; es in die uniforme Begrenzung eines Satzes sperre, weil die Tiefe eines ganzen Menschenlebens dann nur noch daraus bestehen wird, und ich nicht will, dass es mich verlässt. Aber das wäre egoistisch, und gerade das versuche ich eben nicht zu sein.

Wahrscheinlich wäre es besser gewesen, wenn ich diesen Brief früher geschrieben hätte. Noch besser wäre gewesen, ich hätte das Pharmakon ganz weggelassen und es dir einfach erzählt. Doch dafür ist es nun leider zu spät, der Augenblick verpasst. Allerdings spüre ich in den unzugänglichen Windungen meiner Seele und meines Geistes ein sich langsam entfachendes Feuer, das sich nur dadurch löschen ließe, indem ich zum Ausdruck bringe, was ich hier umständlich versuche. Nämlich zu sagen, dass es mir leid tut; dass die unglaubliche angestaute Feigheit und die deplatzierte Empörung, die in mir ist und notgedrungen einen Schuldigen andeuten muss, was hiermit geschehen ist – der Schuldige bin ich.

Aber eine Entschuldigung ist bloß Kitt. Ein Bruch bleibt ein Bruch, lässt sich nicht reparieren, auch wenn ich versuche, ihn zu kitten. Dessen bin ich mir natürlich bewusst. So besehen soll dieser Brief keine Entschuldigung, keine Buße sein, sondern ein Erklärungsversuch, weshalb ich der bin, der ich bin. Und, wichtiger noch, wieso die Personen, die ich bin, dir angetan haben, was sie dir angetan haben. Hart und kalt war das Holz, und trotz meines Gewinsels und Geschwafels, meiner Unfähigkeit, dir unter die Augen zu treten, als noch Zeit dafür war, lag es angenehm in der Hand. Es fühlte sich an wie Vergebung.

Du wirst sicher so deine Vermutungen gehabt haben, Vorstellungen von dem, was sich in deiner Abwesenheit abgespielt haben mag. Ich hatte nie gewollt, dass jemand unter den Dingen, die ich tat, leiden sollte, habe nie weder mir selbst noch von ihr verlangt, das Leid, das wir dir zweifellos zugefügt haben, möge andauern. Was wäre ich schließlich auch für eine Person, hätte ich das getan? Besser, genauso gut, schlechter als ich es jetzt bin? Der Unterschied wird von der Ewigkeit her betrachtet, minimal sein. Als junge, unschuldige Kinder glaubten wir, es würde sich wieder einrenken, die Konsequenzen einer Entscheidung, in einem flüchtigen (oder länger währenden) Aussetzen des gesunden Menschenverstandes getroffen, seien nichtig. In gewisser Hinsicht hatte ich Recht, aber das, was jetzt inexistent ist, ist weit schlimmer, als wir es je für möglich gehalten hätten. Auch wir waren jung – jedenfalls jünger, als wir es heute sind.

Obwohl es definitiv zu spät ist, möchte ich doch, dass du weißt, wo immer du bist, und falls es dich noch gibt, dass es auch für mich keinesfalls einfach war. Damals saß ich oft allein auf dem Dachboden, in einem Sessel, der wohl einst einmal blau gewesen sein musste, eine brennende Zigarette, die ich nicht rauchte, in einem Aschenbecher auf der Armlehne und sah mir den Rauch an, der den gesamten Raum seltsam pixelartig verhüllte. Betrachtete die Lichtbrechung der LED-Leuchte im Raum des Ungesagten, des Erhofften. Da saß ich also und dachte über mich nach, über sie, über dich; über die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft und zwar so lange, bis meine Augenlider schwerer wurden, als meine Muskeln dagegen ankämpfen konnten, und ich mit der Nässe der meine Wangen herab rinnenden Tränen einschliefe. Hinterher wachte ich in derselben Körperhaltung auf, doch anstatt aufzustehen und mich bequem ins Bett zu legen, rührte ich mich nicht vom Fleck, bis ich erneut einschliefe. Was ich damit sagen will: Ich steckte in einem Raster fest, aus dem ich mich erst befreien konnte, als die Zeit für Vergebung vorbei war. Davor war ich festgefahren, und die einzige Bewegung, die ich noch spürte, war die der Zeit in mir.

Die Zeit hat ja eine merkwürdige Art, sich zu bewegen. Sie hat die Angewohnheit, zu verstreichen und die Dinge, die du noch aussprechen wolltest, die Liebe, die du noch geben wolltest, die Vergebung, für die du noch niederknien musstest, mit sich fortzuführen, und nichts als die Konturen ihrer Leere zu hinterlassen. Man bewegt sich durch die Zeit wie durch eine Glastür, die erst dann

sichtbar wird, wenn sie hinter einem ins Schloss gefallen ist, um nie wieder aufzugehen. Wie sehr du auch flehst, bettelst oder weinst.

Nach deinem Tod, der mich härter getroffen hat, als es mein eigener tun wird, habe ich lange auf den Knien verbracht, habe der Leere, die die Nacht ist, lange belanglose Worte mitgegeben, in der eiteln Hoffnung, du seiest irgendwo, wo du sie hören könntest. Bis heute ertappe ich mich manchmal dabei, jetzt, da die Liebe, für die du gestorben bist, auch nicht mehr in mir lebt, dass ich in Gedanken mit dir rede. Dass ich verlange, die Meinungen zu hören, den Verrat zu verstehen, wovor ich, solange es dich gab, zu viel Angst hatte. Ich weiß nicht, ob es dir gut tun wird zu wissen, dass du dich keinen Deut verändert hast. Ich glaube, das ist etwas Erfreuliches. Du warst schon immer der Bessere von uns beiden.

Oft, wenn ich nicht schlafen kann und ich die wirklichen Unwahrheiten meiner Gedanken wie ein Lampenspiel an der Wand vor mir sehe, denke ich an dich und ich denke an sie. Daran, wie ich all das hätte verhindern können, dass ich die Glastür noch etwas länger hätte offen halten können. Ich hätte vom ersten Moment an ehrlich sein müssen, dann hätte ich jetzt meinen besten Freund noch und du würdest noch leben. (Vergib mir den jetzt unverkennbaren Egoismus, aber ich schmecke wieder das Salz auf den Lippen.) Vergebens!, die Tür ist zu, und anders als der Reisende kehrt die Zeit nie wieder zurück. Und du, der du jetzt das unentdeckte Land bewohnst und dort für immer bleiben wirst, kannst das bezeugen.

In einem Buch irgendeines Franzmanns habe ich einmal gelesen, dass sich das meiste menschliche Leid auf einen undeutlichen Sprachgebrauch zurückführen lässt. Damals habe ich die Seiten nur flüchtig gelesen, doch wie ich jetzt so dasitze, in diesem astigmatischen Licht meiner Schreibtischlampe und durch meine von Tränen befeuchtete Netzhaut und die rauchige Luft schaue, verstehe ich genau, was er damit gemeint hat. Er meinte einen Sprachgebrauch, der in dir das soundsovielte Opfer gefunden hat. Ein Sprachgebrauch, dem noch so mancher zum Opfer fallen wird, **da** er vermutlich auch mir das Genick brechen wird.

Und jetzt, wenn ich ehrlich bin, bester Freund, lassen mich meine Worte, von denen ich unendlich viele besitze, im Stich. Die Undeutlichkeit obsiegt. Es ist letzten Endes auch sinnlos – dieses Schreiben gewiss – jedoch auch *das ganze* Unterfangen. Selbst wenn ich über eine Milliarde Wörter verfügte, so könnte ich doch nicht ausdrücken, was ich mit diesem Brief beabsichtige. Worte sagen, so paradox es klingt, nie, was man meint. Aber trotzdem sind Worte, die nicht ausdrücken, was wir denken, fühlen, leben, die einzigen, die wir haben. Alles, was hier nun steht, hat in einem Punkt Ähnlichkeit mit dir: es ist tot. Ich kann nicht mehr reden, nicht mehr schreiben und werde daher schweigen. Vielleicht hätte ich damit ja anfangen sollen.

Joost Jans

Tais-toi !

Traduit du néerlandais par
Noëlle Michel

J.,

Il m'a fallu du temps pour trouver le courage de m'asseoir et de commencer à rédiger cette lettre. Mes émotions s'entremêlent depuis bien plus longtemps encore, comme des milliers de gens qui fourmillent à un carrefour. Maintenant que je suis tout de même parvenu à mobiliser ma détermination et que je me suis résigné à la difficulté inhérente à cette mission, je fais le vœu d'être sincère, de ne rien omettre, sans quoi l'intérêt de cette missive en serait réduit à néant.

J'ai été faible sur tous les fronts, faible de constitution, faible quant à ma volonté. Je n'ai jamais su déchiffrer ma propre vision kaléidoscopique du monde, par conséquent jamais pu construire ma vie, une vie que j'aurais été à même de vivre – non ! Je n'ai pas réussi. C'est, dans une large mesure, imputable à cette constitution que je viens de mentionner ; ma « personne » ne se résume pas à une seule page, il est donc préférable d'user de ce terme au pluriel pour me qualifier. Je me désagrège en actions, rêves, pensées, désirs, espoirs, règles, valeurs, et néants, qui passent alternativement du premier au second plan et vice versa, comme sur un manège tournant sans fin. Je ne sais jamais qui prend la tête du cortège ni à quel moment, quel souhait ou quelle valeur me pousse à agir comme je le fais, ou dans quel néant je m'évanouis.

Le fait est que je dors mal, et que je subis quotidiennement le fardeau moral des migraines ; que toutes mes tentatives de ce que j'ai l'habitude de nommer « autopsychanalyse », faute de mieux, se terminent – ou commencent

– par ce récit. Tout est si flou dans mon esprit, le déroulement exact des faits a été emporté par le vent de l’oubli. Aussi ai-je passé des nuits blanches à me morfondre, à tourner comme un lion en cage, à me demander si je devais ou non raconter cette histoire ; si je devais écrire cette lettre ; si les événements qui, apparemment à l’abri dans l’illusoire refuge de mes pensées, ont endossé les rôles de cause et de conséquence, doivent également les assumer sur le papier ; si ces mêmes événements ne sont pas entre-temps devenus des anecdotes obsolètes : bref, si cette histoire en est bel et bien une. Je t’en laisse seul juge.

Une autre question, d’essence téléologique celle-là, me tourmente peut-être plus encore : à quoi bon écrire, s’armer d’une patience infinie, pour classer des mots recueillis au fil du temps dans un ordre étranger à celui-ci ? Est-ce vraiment pour toi que je le fais ? Ou suis-je poussé par ma vanité, ma soif de reconnaissance ? – mais la nature de ce qui me motive se révélera-t-elle jamais à moi ? Je suppose que je m’inscris dans une démarche de catharsis, il faut que ça sorte. Il faut que ça sorte, car je me sens descendre un escalier que je ne parviendrai plus jamais à gravir. Si tel est effectivement le cas, alors j’agis à la fois pour la raison la plus noble et la plus vile qui soit : je ne peux pas faire autrement – je ne peux pas faire autrement.

C’est souvent (ou toujours) ce qui échappe à notre contrôle qui, en fin de compte, détermine le cours de notre vie. Un parfum de rose inattendu qui repousse pour un temps mon inévitable cynisme ; ou la chorégraphie frivole des étoiles, tard en décembre, qui occulte un instant la mosaïque misanthrope de branches squelettiques, de

températures glaciales et de ténèbres absolues. Je m'exprime par métaphores, car j'ai peur. Peur de tuer ce qui me maintient en vie, ces souvenirs d'une existence plus lumineuse, en le couchant sur le papier. En l'enfermant dans le contour uniforme d'une phrase, parce que la profondeur de toute une vie n'existera plus que là, et je ne veux pas qu'elle me quitte. Mais ce réflexe est égoïste, or je tente justement de ne pas l'être.

Il aurait sans doute été préférable que j'écrive cette lettre plus tôt. Ou, mieux encore, que je laisse le *pharmakon* de côté et que je te raconte tout. Hélas, il est trop tard pour cela, le moment est passé. Je ressens néanmoins dans les replis inaccessibles de mon corps et de mon âme un feu qui crépite sans discontinuer, et que je ne parviendrai à étouffer qu'en m'exprimant sur ce que je m'efforce laborieusement d'accomplir. À savoir, dire que je suis désolé ; que j'ai accumulé en moi une multitude de lâchetés et d'indignations déplacées, ce qui me pousse à désigner un coupable, et je viens de le faire – ce coupable, c'est moi.

Mais dire « pardon » revient à tenter de recoller les morceaux, or la cassure est irréparable. J'en suis parfaitement conscient. Vue sous cet angle, cette lettre ne présente pas des excuses, un *mea culpa*, mais décrit plutôt pourquoi je suis qui je suis. Et, plus important encore, pourquoi les personnes que je suis t'ont fait subir ce qu'elles t'ont fait subir. Le bois était dur et froid, et malgré mes gémissements et jérémiades, mon incapacité à affronter ton regard quand il était encore temps, j'ai aimé son contact contre la paume de ma main. Je l'ai ressenti comme un pardon.

Tu as sans doute eu des soupçons, une idée de ce qui se passait en ton absence. Je n'ai jamais voulu faire souffrir qui que ce soit par mes actes, nous n'avons jamais souhaité, ni elle ni moi, que perdure le chagrin que nous t'avons indiscutablement infligé. Quel genre de personne serais-je si je l'avais voulu ? Serais-je meilleur, pareil, ou pire que je ne suis maintenant ? Vue de l'éternité, la différence est sans doute minime. Nous pensions, comme des enfants innocents, que tout finirait bien, que les conséquences d'une décision prise lors d'un égarement passager (ou durable) seraient nulles. D'une certaine façon, j'avais raison, mais ce qui n'existe pas aujourd'hui est bien pire que ce que nous avons imaginé. Nous aussi, nous étions jeunes – davantage qu'à présent, du moins.

Même si c'est trop peu et trop tard, je veux que tu saches, où que tu sois, si tu existes encore quelque part, que les choses n'ont pas été faciles pour moi non plus. À l'époque, je passais beaucoup de temps seul au grenier, dans un fauteuil qui avait sans doute été bleu, un jour, avec, dans le cendrier posé sur l'accoudoir, une cigarette allumée que je ne fumais pas, assis à contempler la fumée qui enveloppait la pièce comme dans un étrange processus de pixellisation. La réfraction de la lumière LED dans l'air lourd d'espoir et de non-dits. Dans ces moments, je pensais à moi, à elle, à toi ; au passé, au présent, à l'avenir, jusqu'à ce que la lourdeur de mes paupières vainque la force de mes muscles, et que je succombe au sommeil, les joues humides de larmes. Je m'éveillais plus tard dans la même position, mais plutôt que de me lever et d'aller me coucher dans mon lit confortable, je restais assis jusqu'à

me rendormir. Ce que j'essaie de dire, c'est que j'étais pris au piège d'un étau dont je ne pourrais me libérer qu'une fois le temps du pardon révolu. Jusque-là, je demeurerais prisonnier, et le seul mouvement que je connaîtrais serait celui du temps à travers moi.

Or, le temps a une curieuse façon de se mouvoir. Il a coutume de s'écouler en emportant avec lui les paroles que nous voulions encore prononcer, l'amour qu'il nous restait à donner, le pardon pour lequel nous devons encore nous agenouiller, ne laissant derrière lui que le vide imprimé par leur absence. Nous nous déplaçons à travers le temps comme d'une porte vitrée à une autre – elles ne deviennent visibles qu'une fois verrouillées derrière nous, et ne s'ouvriront jamais plus. Quelle que soit l'intensité de nos supplications, de nos prières, de nos cris.

Après ta mort, qui m'a davantage touché que ne le fera la mienne, je suis longtemps resté à genoux ; longtemps, j'ai mis des mots creux sur le néant informe de la nuit, dans le vain espoir que tu les entendes, là où tu étais. Je me surprends encore, maintenant que l'amour pour lequel tu es mort ne vit plus non plus en moi, à te parler dans mes pensées. À exiger de connaître ton avis, de comprendre la trahison, ce qui me faisait trop peur, de ton vivant. Je ne sais pas si tu seras heureux d'apprendre que tu n'as pas changé d'un pouce. Je crois qu'il y a de quoi s'en réjouir. Tu as toujours été le meilleur de nous deux.

Souvent, quand je ne parviens pas à trouver le sommeil et que je vois surgir les véritables mensonges de mes pensées comme un théâtre d'ombre et de lumière sur le mur, je songe à toi et je songe à elle. À la façon dont j'aurais

pu tout empêcher et garder cette porte vitrée ouverte un peu plus longtemps. J'aurais dû être honnête dès le premier instant, car alors j'aurais encore mon meilleur ami, et tu serais toujours en vie. (Pardonne-moi cet égoïsme manifeste, mais je sens de nouveau le goût du sel sur mes lèvres.) Hélas ! La porte est fermée et, contrairement au voyageur, le temps, lui, ne revient jamais. Et toi, qui habites désormais cette terre inconnue où tu resteras pour toujours, tu peux en témoigner.

Un jour, j'ai lu dans le livre d'un Français que la plupart des souffrances humaines sont dues à l'usage imprécis de la langue. J'avais survolé le texte à l'époque, mais à présent, assis dans la lumière astigmatique diffusée par ma lampe de bureau, tandis que je regarde la pièce à travers mes rétines mouillées de larmes et l'air enfumé, je comprends exactement ce qu'il voulait dire. Il parlait d'un langage qui a trouvé en toi son énième victime. Un langage qui ne cessera jamais de faire des victimes, puisqu'à moi aussi, il tordra probablement le cou.

Aujourd'hui, pour être honnête, cher ami, les mots – et j'en connais une quantité inhumaine –, les mots me manquent. L'imprécision triomphe. En fin de compte, tout cela est vain – cette lettre, sans l'ombre d'un doute – mais le reste aussi. Même si j'avais un milliard de mots, je ne parviendrais toujours pas à exprimer ce que je tente de faire avec cette missive. Paradoxalement, les mots ne disent jamais ce que l'on veut leur faire dire. Et pourtant, ces mots, qui ne disent pas ce que nous pensons, ce que nous ressentons, ce que nous vivons, sont les seuls que nous avons. Ce qu'ils renferment a un point commun avec

toi : tous portent en eux la mort. Je ne peux plus parler, plus écrire, et je vais donc me taire. Peut-être aurais-je dû commencer par là.

Diese Publikation wurde ermöglicht durch
Cette publication a été rendue possible par
Deze publicatie is mede mogelijk gemaakt door



Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen



VERNETZEN. KOORDINIEREN. FÖRDERN.
regionale **kulturpolitik** ^{nrw}

Lohmann-
Hellenthal-
Stiftung



taal:
unie



provincie limburg
gesubsidieerd door de Provincie Limburg



Die NXT TXT Awards sind ein Kooperationsprojekt von
Les NXT TXT Awards sont un projet de coopération de
De NXT TXT Awards zijn een samenwerkingsproject van



Dank / Merci / Dank

Wir danken den Mitgliedern der drei Fachjurys für ihre kompetente Arbeit:

Nous remercions les membres des trois jurys pour leur travail compétent :

Wij danken de leden van de drie jury's voor hun deskundige werk:

- Bernd Brandenburg, Sven Lüchow, Dr. Oliver Vogt, Dr. Dirk Walter, Marius Zander, Andrea Zuleger (deutschsprachige Jury)
- Jocelyne Deseille, Eve Fontaine, Manon Lafosse, Priscilla Lenaerts, Emmanuel Pecqueux (jury francophone)
- John Hölsgens, Ingrid Hurks, Aafke Janssen, Lore Praet, Guus Teeuwen, Marthe Verelst (Nederlandstalige jury)

Vielen Dank an unsere Schreibcoaches:

Merci à nos coachs d'écriture :

Hartelijk dank aan onze schrijfcoaches:

- Willi Achten (deutschsprachige Texte)
- Michaël Lambert et Katia Lanero-Zamora (textes francophones)
- Koos van den Kerkhof (Nederlandstalige teksten)



NXT TXT Awards für junge Autor*innen der EMR ist ein Literaturpreis, der den literarischen Nachwuchs in der Euregio Maas-Rhein fördert und als erster mehrsprachig angelegter Literaturpreis zur grenz- und sprachübergreifenden kulturellen Verständigung zwischen den Partnerregionen beitragen möchte. Dieser Band versammelt die Texte der Preisträger*innen aus den drei Sprachregionen und ihre Übersetzungen.

NXT TXT Awards pour jeunes auteurs de l'EMR est un prix littéraire qui promeut les jeunes auteurs en herbe de l'Euregio Meuse-Rhin. C'est le premier prix littéraire multilingue qui contribue à la compréhension culturelle et linguistique transfrontalière entre les régions partenaires. Cet exemplaire rassemble les textes des lauréat.e.s des trois régions linguistiques et leur traduction.

NXT TXT Awards voor jonge schrijvers uit de EMR is een literatuurprijs die toekomstige literaire generaties in de Euregio Maas-Rijn stimuleert en, als eerste meertalige literatuurprijs, kan bijdragen aan het grens- en taaloverstijgende culturele begrip tussen de partnerregio's. Deze publicatie bevat de teksten van de prijswinnaars uit de drie taalgebieden en hun vertalingen.